Die Zukunft.

Berlin, den 21. November 1903.

Kwileckis.

Vor dem Großen Schwurgerichtssaal sitzt, dicht neben der Eingangsthür, auf dem Holzstuhl des Gerichtsdieners ein fast sieben Jahre alter Knabe. Ganz in Weiß gekleidet. Der weiße Klerikerhut hängt auf dem Rücken; der Blondkopf ist sorgsam frisirt, der Vorderschopf zierlich gekräuselt. Ein hübscher Junge, der auf der Straße jedem Vorübergehenden auffallen würde. Stämmig und doch fein; schwarze Augen, sehr lange Wimpern und die milchfarbige Haut eines von der ersten Lebensstunde an zärtlich gehegten, gepflegten Kindes. Ein paar Damen bewachen ihn, nehmen ihn auf den Schoß, streicheln ihn; und hinter den Hüterinnen drängt sich die Menge. Geputzte Polinnen, auf Sensationen birschende Schreiber, Rechtsanwälte in der Robe, im Landgericht heimische Kriminalstudentinnen, Freiherren, Kutscher, Taglöhnerfrauen: Jeder will, Jede den Kleinen sehen; recht lange, recht nah. Den Hüterinnen scheint der Drang nicht unbequem, scheint die Möglichkeit, ihr weißes Schätzchen zur Schau zu stellen, sogar willkommen. Sie haben sich schnell akklimatisirt und fragen von selbst schon den Betrachter, aus dessen Miene besonderes Interesse spricht, von welcher Zeitung er sei; sie zeigen Zuversicht und sind zu Auskünften immer bereit. Auch dem Knaben macht, seit er sich entschüchtert hat, das Gedräng offenbar Spaß. Die Kindereitelkeit ist erwacht; zu nett, von so vielen Leuten bewundert zu werden. Aus lustigen Augen blickt er in das bunte, endlos wechselnde Bilderbuch. Das Näschen merkt nicht, wie schlecht die Luft ist; noch schlechter als sonst. Theure und billige Parfums, verschwitzte Kleider, Tabak, Alkohol, Säuglinggerüche — denn manche Zeugin trägt ihr in verdächtige Decken gewickeltes Kind

mit sich herum —, die Ausdünstung armer Leute, Kossäten, Wildwärter, Stallmägde, Knechte, die sich den Luxus der Sauberkeit nicht leisten können: der Nuntius sogar, ein rothblonder Riese, klagt über Kopfschmerz. Die Neugier drängt weiter. Noch ein zweiter Knabe ist sehenswerth. In einem Zeugenzimmer sitzt er neben einer einfachen Frau. Seit gestern ist er genau wie der andere gekleidet und frisirt. Er steht im neunten Lebensjahr, ist aber viel kleiner als der Siebenjährige. Die Urtheile schwanken. Bis einem Schlauen der Einfall kam, auch den Kleineren zu kräuseln und in Elfenbeinfarbe zu kleiden, gabs wenig Zweifel. „Keine Spur von Aehnlichkeit. Der Kleine ein stumpfsinniges, unschönes Proletarierkind, der Größere ein echter Adelssproß mit allen Merkmalen alter Familienkultur." Jetzt regen sich Bedenken. „Beide haben schwarze Augen und lange Wimpern, Beide die selbe Apfelkopfform und das selbe Kinn, das vorgebogen scheint; auch die Haarfarbe ist beinahe gleich. Der ganze Unterschied besteht darin, daß der Eine gut, der Andere schlecht gehalten ist." „Unsinn! Die Beiden können gar nicht den selben Vater und die selbe Mutter haben. Warum wäre der Aeltere dann im Wachsthum so zurückgeblieben? Ueberhaupt macht die bessere oder schlechtere Pflege bei Kindern nicht so viel aus. Seht Euch die Kadetten und die Militärwaisenhausschüler an! Nein: der Junge im Zeugenzimmer bliebe auch im Brokatgewande der Sohn einer Magd, die selig sein mußte, als ein Weichensteller sie zur Ehe nahm; und den feinen Knaben, der im Korridor mit angeborener Würde Cercle hält, müßte auch im Bahnwärterhaus das kundige Auge als Kind eines Grafen erkennen." Solches Gerede beweist nichts. Mit Klassenphysiognomik käme man, selbst wenn sie mehr wäre als Spielerei, hier schon deshalb nicht aus, weil auch der Neunjährige von einem adeligen Offizier gezeugt ist, die Spermatozoen, die ihn entstehen ließen, also nicht aus dem niederen Menschenreich stammen. Trotzdem sieht der rachitische Junge wie ein aufgeputztes Elendskind aus. Er hat auch weniger Zulauf und guckt trüber als das weiße Herrchen im Korridor. Das lacht, giebt Bekannten gnädig eine Patschhand und räkelt sich kokett auf dem Holzstuhl. Hinter der Thür wird inzwischen die Frage verhandelt, ob seine Eltern ins Zuchthaus kommen sollen.

Zweiter Theil, zwölfter Abschnitt des Reichsstrafgesetzbuches: „Verbrechen und Vergehen in Beziehung auf den Personenstand." Paragraph 169: „Wer ein Kind unterschiebt oder vorsätzlich verwechselt oder wer auf andere Weise den Personenstand eines Anderen vorsätzlich verändert oder unterdrückt, wird mit Gefängniß bis zu drei Jahren und, wenn die Handlung in gewinnsüchtiger Absicht begangen wurde, mit Zuchthaus bis zu zehn Jahren

bestraft." Graf Zbigniew Wesierski-Kwilecki und seine Ehefrau Isabella, geborene Gräfin Bninska, sollen ein fremdes Kind für ihr eigenes ausgegeben haben. Den weißen Knaben, der auf dem Holzstuhl im Korridor Cercle hält. Den habe ein armes Polenmädchen ihrem Liebsten, einem österreichischen Hauptmann, geboren. Dem Sexualverkehr dieses Paares entstammen zwei Knaben; der eine, der im Zeugenzimmer sitzt, ist nah bei der Mutter aufgewachsen, der andere bald nach seiner Geburt, in der letzten Januarwoche des Jahres 1897, an eine vornehme Dame verkauft worden. Am zweiundzwanzigsten Dezember 1896 hatte ihn Fräulein Parcza zur Welt gebracht; sie heirathete später den Weichensteller Meyer, der das ältere der beiden vor der Ehe von seiner Caecilie geborenen Kinder adoptirte und sich bereit erklärte, auch das jüngere zu sich zu nehmen. Wohl nicht ganz freiwillig. Ein Bahnwärter, der sich danach sehnt, vom ersten Tag der Ehe an sein Budget mit den Unterhaltskosten für zwei — nicht von ihm gezeugte — Kinder zu belasten, wäre keine Alltagserscheinung; und selbst der edelste Sinn brauchte den kleinen Bastard nicht aus dem warmen Schloß in die Weichenstellerhütte zu holen. Doch die Recherchen in Sachen wider Kwilecki und Genossen hatten begonnen und ein gutes Stück Geld mochte dem Paar sicher scheinen, dessen Zeugniß den kleinen Grafen aus dem Majoratsrecht der Herrschaft Wroblewo drängen würde. Wroblewo ist ein vom Grafen Joseph Kwilecki als Familienfideikommiß unveräußerlich festgelegtes Rittergut in der wronker Gegend, das nach den Grundsätzen der Majoratsordnung vererbt wird; zur Erbfolge berechtigt sind, wenn ein direkter männlicher Erbe fehlt, die Agnaten des ersten Besitzers, von der Erbfolge ausgeschlossen uneheliche und Adoptivsöhne. Der Stifter des Fideikommisses setzte den Sohn seiner Tochter, Zbigniew von Wesierski, zum Erben ein und bestimmte, der erste Majoratsherr solle sich Wesierski-Kwilecki nennen, jeder folgende nur Namen und Titel der Grafen Kwilecki tragen. Wahrscheinlich murrten die Agnaten schon damals; denn das Haupt des Hauses war nun ja kein echter Kwilecki, hatte einen Vater aus einfachem Adel und konnte ihnen die Rasse verderben. Allmählich aber fanden sie Trost. Der Knabe, den Gräfin Isa ihrem Zbigniew gebar, starb früh, und als, nach standesgemäßen Pausen, ihrem Schoß drei Töchter entbunden waren, schien, an der Schwelle des Jahres 1890, neue Nachkommenschaft nicht mehr zu hoffen, zu fürchten. Zwar dachte der Graf noch als Fünfziger nicht an Resignation. Er strebte dem großen Muster weiland Augusts des Starken nach, blickte stolz auf anderthalb Dutzend illegitimer Sprossen und krähte, wie ein von brünstigen Hofdamen umschmeichelter Hahn, wenn in Monte Carlo die theu-

ren Seidenmädchen von ihm sagten: Un gaillard infatigable; un mâle; fait pour la reine Isabelle ... Doch die ihm angetraute Isabella war nicht das Ziel seiner erotischen Wünsche; mit der schönen Ungenirtheit der Slachta pflegte er zu erzählen, die dralle Wade einer Kuhmagd reize ihn mehr als die hüllenlose Wohlgestalt der hochgeborenen Gattin. Jeder Schürze schnüffelte er noch, auf den heimischen Gefilden und unter dem wärmeren Himmel der Azurküste, fand, außer den vom Gesetz privilegirten, alle Genüsse schmackhaft und seinem Vermögen erreichbar und fühlte sich wider Recht und Sitte gekränkt, wenn die Ehegefährtin vor Gästen und Dienerschaft ihn ein Schwein, einen Bummler und Lumpensack hieß. Vielleicht folgte so unsanften Reden manchmal ein Schäferstündchen, das der Graf nicht eingestand, weils ihn interessanter dünkte, von Freunden und Buhlen sich als starren Weigerer der Geschlechtspflicht anstaunen zu lassen. Sicher ist, daß die Ehe für zerrüttet galt; und als Isas fünfzigster Geburtstag nahte, durften die Agnaten aufathmen. Bald würde über Wroblewo nun wieder ein echter Kwilecki herrschen: Graf Hektor, Miecislaws Sohn, der bei den zweiten Garde-Ulanen Lieutenant gewesen, Reichstagsabgeordneter und Geheimkämmerer des Papstes geworden war. Eine hübsche Aussicht. Das Gut ist zwar arg verwahrlost, bringt aber noch einen Jahresertrag von siebenzigtausend Mark und wird sich unter einem guten Haushalter, der Kapital hineinstecken kann, schnell heben. Für die persönlichen Schulden des Vorbesitzers haftet die Familie als Allodialerbin. Stirbt Zbigniew Wesierski, dann muß Isa mit ihren Töchtern den Hof verlassen und Hektor, der Besitzer von Kwilcz, wird Herr von Wroblewo. Allzu zärtlich scheinen die Beziehungen der beiden Häuser nie gewesen zu sein; nun mußte der Gedanke an den Besitzwechsel sie noch mehr verbittern. Der Majoratsherr konnte freilich noch zehn, zwanzig Jahre leben; erstens aber liebt wohl selten Einer den fremden Erben, der die Hausbrut vom Futternapf drängen will, und zweitens stockt der Kredit, wenn die Leute wissen, daß der nächste Tag den Darlehnssucher aus der Rechtswohnung werfen kann. Und auf Wroblewo brauchte man immer Geld. Der Gerichtsvollzieher kam so oft, daß Herrschaft und Gesinde ihn traulich als Onkel begrüßten, und Inspektoren sogar, Rendanten, Wanderkrämer wurden von dem Grafenpaar um kleine Beträge angepumpt. Da kommt, im Lenz 1896, vom Genfer See her die Kunde, Frau Isa sei in the family way. In Posen, in Wronke, in Kwilcz und Wroblewo erregt die Botschaft zunächst nur Heiterkeit. „Die? Seit 1879 hat sie nicht geboren. Der Graf rührt sie längst nicht mehr an. Woher also? Und vor drei Monaten ist sie Fünfzig geworden." Ein guter Witz. Am Ende, meint Herr Stephan

Kwiecki, hat sie das Kind in der Ohrmuschel; jedenfalls nicht da, wo andere Menschenweiber die Frucht tragen. Doch Isa kehrt heim und bestätigt, von Wonne strahlend, das holde Wunder. In Montreux ists geschehen; die Sonne lockte frische Triebe hervor, ich sehnte mich nach einem Sohn, der Graf war charmant, — und unsere Betten standen im Hotelzimmer dicht neben einander. Nach und nach wuchs ihres Schoßes Umfang; und im Kreis der Agnaten verstummte das Lachen. Die Gräfin war stets excentrisch gewesen; die Rolle der vernachlässigten, von Mägden und Cocotten aus der Geschlechtsgunst vertriebenen Frau konnte der herrisch Stolzen nicht behagen und ihre ungezügelte Phantasie scheute vor dem abenteuerlichsten Unterfangen gewiß nicht zurück. Sie wird, hieß es, den alten Schwachkopf zu einem Schwindel überredet haben und wir können erleben, daß sie uns irgend einen aufgelesenen Bankert ins Majorat schmuggelt. Verwandte, Dienstboten, Detektives, Beobachter aller Art werden nach Wroblewo geschickt. Nichts zu erspähen. Isa? Sie sieht aus wie alle schwangeren Frauen. Wahrscheinlich stopft sie sich ein Kissen unter den Rock; in Paris, hat Einer gehört, werden nach Maß Gummibäuche gemacht, die solchen Trug erleichtern. Eine Depesche schürt den Verdacht; sie ist in Paris aufgegeben, ins posener Slachtahotel an Zbigniew oder Isabella adressirt und wird — zufällig? — dem Grafen Miecislaw überreicht. Inhalt: Femme trouvée, mais demande trop chère. Da hätten wir also die Schmuggelfährte. Isa sitzt in Paris, sucht ein für die Unterschiebung brauchbares Kind und telegraphirt an den Gatten, die Verkäuferin sei gefunden, fordere aber zu hohen Preis. Recherchen in Paris. Die Hotellisten haben keine Gräfin Kwiecka gemeldet. Doppelt verdächtig: sie hat, um hinter sich keine Spur zu lassen, ihren Namen verschwiegen. Und leugnet, mit munterem Lächeln, daß sie jetzt überhaupt an der Seine gewesen sei. Früher war sie dort, — ja; um eine gute Hebamme zu suchen; darauf beziehe sich auch das Telegramm, das für sie bestimmt war und ihr anzeigen sollte, die empfohlene sage-femme verlange zu viel Geld. Die Erklärung wird höflich angehört, doch nicht geglaubt; Hebammen braucht man ja nicht aus Frankreich zu holen. Als dann gar erzählt wird, die Gräfin wolle nach Italien gehen und erst zurückkehren, wenn sie aus dem Wochenbett entlassen sei, schreibt Herr Miecislaw einen feierlichen Warnbrief an Herrn Zbigniew. Der Verdacht, die Schwangerschaft sei simulirt, könne dem Herrn Vetter nicht unbekannt geblieben sein; die Absicht, das erhoffte Kind der Frau Base im Ausland zu entbinden, müsse den Verdacht zur Gewißheit wandeln, denn solche Absicht könne nur aus dem Wunsch stammen, die Geburt der Kontrole zu entziehen.

Isabella lacht. Die zärtlichen Verwandten mögen um das Erbe zittern, sie aber, eine Bninska, mit Vorschriften gefälligst verschonen. Sie lacht auch des Sippengetuschels: eigentlich müsse ihr Wochenbett auf dem posener Wilhelmsplatz stehen; sonst könne man Keinem zumuthen, das Kind als legitim anzuerkennen. Sich untersuchen, die Mutterschaft bescheinigen lassen? Das fehlte noch. Ihr durfte kein Doktor je an den Leib; und sie sollte jetzt eine Ausnahme machen, um den Neid zu entwaffnen? Der freut sie ja. Den möchte sie um keinen Preis missen. Vielleicht war der Plan der italienischen Reise in den Klatschbezirken ausgeheckt worden; vielleicht rieth Klugheit, ihn aufzugeben, nachdem sein Zweck, die Agnaten zu ärgern, erreicht war. Eines Tages sagte die Gräfin zu ihrem Hausarzt, Herrn Dr. Rosinski: „Ich reise zur Entbindung nach Berlin und rechne darauf, daß Sie kommen, wenn ich rufe."

Berlin W. 10, Kaiserin Augusta-Straße 74. Da, wird dem zuständigen Standesamt gemeldet, habe die Gräfin Wesierska-Kwilecka am siebenundzwanzigsten Januar 1897 morgens um Fünf einen Knaben geboren. Leichte Entbindung. Die Hebamme sollte eine Polin sein und doch nicht zur Einflußsphäre der Miecislaw und Hektor gehören. Eine in Rußland bewährte Freundin Isas hatte sich, weil die Entbindung ihrer Tochter verhindert war, nach Warschau gewandt und, durch Vermittlung einer Hotelwirthin, Frau Cwell gemiethet, deren Charakterbild, von der Parteien Gunst und Haß verwirrt, in der Prozeßgeschichte schwankt. Am Vorabend, als die Schmerzen begannen, war Dr. Rosinski telegraphisch gebeten worden, nach Berlin zu kommen; nach der Geburt wurde die Bitte dringend wiederholt. Die erste Depesche muß in Wronke über Nacht liegen geblieben sein; beide erreichten den Arzt erst, als er von den Morgenbesuchen heimkam. Um Mitternacht war er in Berlin. Die Gräfin sah aus wie alle Wöchnerinnen. Temperatur und Puls normal. Noch immer die alte Abneigung gegen ärztliche Untersuchung. Wozu? Alles war ja glatt gegangen und eine Komplikation einstweilen nicht zu fürchten. Die Hebamme mißfiel dem Doktor; schmutzige Nägel und Cigarettengeruch im Säuglingzimmer. Das Kind selbst kräftig und auffallend hübsch. Nackt sah es der Arzt nicht. Es sei eben erst frisch gewickelt worden. Rosinski fand weiteres Drängen nicht nöthig. Er mahnte die Cwell auch nicht zu größerer Sauberkeit, fragte nicht nach Urin, Bettwäsche, Nachgeburt. Und war doch, weil er an die Schwangerschaft nie recht geglaubt hatte, mit starkem Mißtrauen gekommen, das Isas Weigerung, sich untersuchen zu lassen, natürlich noch mehrte. Jetzt schämte er sich fast seines Zweifels. Nicht nur, weil Frau von Moszczewska, Isas Freundin, eine Dame aus vornehmem Haus, ihm

sagte, sie selbst habe die Entbindung mitangesehen. Auch sonst schien Alles in Ordnung. Der Hausarzt, der die Gräfin seit Jahrzehnten kannte, hielt sie für eine Wöchnerin, den Knaben, den er im Steckkissen sah, für ihr Kind. Nur Kopf und Hände sah er freilich; und im Schwurgerichtssaal wurde von Sachverständigen behauptet — und von Juristen geglaubt —, am Gesicht könne man nicht erkennen, ob ein Kind gestern oder vor fünf Wochen geboren sei. Mütter, die von dieser Sache auch Etwas verstehen sollten, hoben darob die Augen entsetzt zum Himmel. Einem Würmchen, das man in Muße begucken darf, nicht anmerken, ob es am zweiundzwanzigsten Dezember 1896 oder gestern, am siebenundzwanzigsten Januar, geboren ward?.. Der Hausarzt schied in froher Zuversicht von seiner Patientin. Vorher hatte er dem Kind noch das Zungenbändchen gelöst. Nachher meldete er den unruhigen Agnaten, er habe keinen Zweifel, daß dem Grafen Zbigniew ein legitimer Erbe geboren sei.

Auch Andere zweifelten nicht mehr. Das Gräflein wuchs heran und wurde der Mutter von Monat zu Monat ähnlicher. Ein echtes Bninski-Gesicht, hieß es in Wroblewo, in Wronke und Posen; und: Die Leute hatten wir in falschem Verdacht. Im Agnateneckchen ergab man sich nicht so schnell. Das Eingeständniß des Irrthums hätte bewiesen, daß man allzu leicht bereit gewesen war, Verwandte um des lieben Geldes willen eines Verbrechens zu zeihen. Und natürlich fehlten auch die Tüchtigen nicht, die brav schürten, um an dem Feuer ihr Süppchen zu wärmen. Fideikommißstreit, großes Objekt: was parasitisch zu leben gewöhnt ist, drängt zum Mitschmaus, — und, versteht sich, auf die Seite der Potenten, nicht dahin, wo Onkel Gerichtsvollzieher seine Visitenkärtchen anklebt und irgend ein Subalterner aushelfen muß, wenn zwei Bläulinge fehlen. Der Kwilczer ist hoch eingeschätzt und sein Vater Miecislaw, dessen Verhältnisse von Weitem wohl mehr als in der Nähe glänzen, hat in Galizien reiche Kunkelmagen. Gilt auch nicht als vieux marcheur und Bruder Sausewind, wie Zbigniew. Würdiger; vom Scheitel zur Sohle korrekt. Herrenhausmitglied; sehr stattlich und feudal-preußisch soignirt; Altwilhelmsbart und treuer Blick unter hoffähiger Toryfrisur. Wahrscheinlich wurde an diesem ältesten Agnaten von allen Seiten herumgekratzt. Familienehre auf dem Spiel; ein falscher Dmitri im Haus der Kwileckis, die seit fünfhundert Jahren ... Jedenfalls kam der Peer von Preußen bald wieder in Bewegung. Er bat Seine Hochgeboren auf Wroblewo um eine Unterredung „unter vier Augen". Rundweg abgelehnt. Zweiter Brief. Miecislaw traue dem Majoratsrummel nicht, wolle aber, wenn Zbigniew ihm das Verbrechen der Kindesunterschiebung offen gestehe, schweigen, bis Verjährung einge-

treten sei. Das heißt: um des Erbes sicher zu sein, also eigenen Vortheils wegen, den Verbrecher der Bestrafung entziehen. Ein recht gewagter Vorschlag; wäre er angenommen worden, so hätte der Erbieter sich der Begünstigung schuldig gemacht. Allerdings einer straflosen; denn die von einem Angehörigen dem Thäter gewährte Begünstigung ist von der Strafnorm des § 257 StGB ausgenommen. Immerhin sollte ein Mitglied des Herrenhauses solchen Vorschlag nicht einmal als Köder verwenden. Wesierskis gingen nicht in die Falle. Um den Schrecken zu enden, klagen sie gegen den Grafen Miecislaw auf Anerkennung ihres Sohnes. Termin in Posen. Isa mit dem Knaben vor Gericht: der Augenschein zeigt die Aehnlichkeit. Frau von Moszczewska beschwört, sie sei während der Entbindung im Wohnzimmer gewesen. Nach dieser Aussage beantragt Miecislaws Anwalt Vertagung und schreibt seinem Mandanten, die Sache scheine ihm einstweilen wenigstens aussichtlos. Im nächsten Termin ist der Beklagte nicht vertreten noch selbst anwesend. Versäumnißurtheil zu Gunsten des Klägers. Die Agnaten haben den kleinen Joseph Stanislaus Adolf als Grafen Kwilecki anzuerkennen. Von Rechtes wegen.

Inzwischen sind vier Jahre vergangen. Die gerichtlich zum Anerkenntniß Gezwungenen erzählen Jedem, ders hören will, daß sie den Knirps in Wroblewo nach wie vor für ein gekauftes Kind halten. Wesierskis sitzen so tief in der Kreide, daß sie gezwungen sind, eine Bank zu suchen, die ihnen, gegen das Recht, das Gut zu bewirthschaften, eine halbwegs auskömmliche Rente zahlt. Auch unter ihren Leuten mag in solcher Kalamität Mancher wohl denken, daß es schließlich am Besten wäre, wenn der Kwilczer ins Schloß einzöge. Eine lange Vormundschaft Isabellens, die stets bunte Pläne machen, doch nie rechnen konnte: Das hätte just noch gefehlt. Die Legende war nie ganz verstummt. Eine Kindesunterschiebung ist auf allen Hintertreppen ein ungemein beliebter Stoff. Jetzt war die Zeit erfüllt: die Mirakel konnten beginnen. Von der Sorte, die der skeptische Blick nicht für unerklärliche Wunder nimmt. Sie kamen, wuchsen im Wandern und häuften sich. Im Civilprozeß hatte die Hebamme Katharina Ossowska beschworen, sie habe die Gräfin in den Anfängen der Schwangerschaft massirt und sich dabei selbst überzeugt, daß ein Kind zu erwarten war; die Frau hatte diese Wahrnehmung auch schriftlich bescheinigt. Bald meldete sich in Kwilcz Irgendwer, der ganz, aber ganz genau wußte, die Ossowska habe in einer schwachen Stunde ausgeschwatzt, Zeugeneid und Attest seien falsch. Dann trat Herr Hechelski auf den Kampfplatz. Kaufmann, Agent, Detektive; in alle Sättel gerecht. Der wußte mehr; so ziemlich die Hauptsache: woher Isas Spätfrucht geholt, wem

der Bastard abgekauft sei. Zu Mirakeltagen gehören vor allen Dingen aber Hysterische. Für sie ists Festzeit. Endlich darf ihr Drang, sich wichtig zu machen und höchst interessant zu scheinen, sich fesselos bethätigen. Eine wenigstens war im wronker Amtsbezirk schon gefunden. Fräulein Jadwiga Andruszewska, Tochter einer Frau, die in Wroblewo Jahre lang Wirthschafterin und Familienfaktotum gewesen war. Ansehnliche Symptome. Hager, nervös, reizbar; die Rede bald wie ein Gießbach, bald stockend und scheu, als verblasse das Gedächtnißbild während des Sprechens. Mit spitzen Ellbogen drängt sie sich in den Mittelpunkt des Grafenzwistes. Sacht fing es an. Unglaublich, wie sie in Wroblewo behandelt werde! Zurückgesetzt, eingesperrt, angefahren, geprügelt, an den Ohren gezaust. Warum? Die Gräfin sei doch sonst nicht so schlimm; stolz zwar, doch gut zu den Leuten und gerade der alten Andruszewska bis zum letzten Tag die gnädigste Herrin. Ja, warum! Weil ich eben mehr weiß als Andere. Was denn? Na, von dem Kind. Nach und nach kams heraus. Mutter Andruszewska war im Auftrag der Gräfin, deren Leib keine Frucht trug, in Krakau gewesen, um einen passenden Knaben zu kaufen. Hatte ihn auch bei einer Hebamme gefunden und, sammt Nachgeburt und Nabelschnur, nach Berlin gebracht, wo er ihr von zwei Dienerinnen auf dem Bahnhof abgenommen und in die Kaiserin Augusta-Straße befördert wurde. Die Mutter hats der Tochter anvertraut, sie aber, um nicht wegen geleisteter Beihilfe strafbar zu werden, verpflichtet, den Mund zu halten, so lange die Alte lebe. Alles hat Mutter erzählt. Die Gräfin war 1897 nicht schwanger. Kein Gedanke! Sie wickelte sich Tücher um den Leib, hing Schrotbeutel um den Taillengurt, war auch in Paris, um einen Gummibauch zu kaufen. Und ehe sie zu der Wochenkomoedie nach Berlin fuhr, ließ sie Schweine schlachten und nahm sechs mit Schweineblut gefüllte Rothweinflaschen mit auf die Reise. Damit Bettzeug und Unterlagen hübsch röthlich seien. Bei Alledem hat Frau Andruszewska mitgewirkt. Und Alles der Tochter erzählt; sogar, daß die Nachgeburt in einem Steintopf von Krakau nach Berlin geschafft wurde. Und auf dem Totenbett — das durfte nicht fehlen — ermahnte die Mutter ihre Jadwiga, dem Grafen Hektor Kwilecki auf Kwilcz das furchtbare Geheimniß zu enthüllen. Dann starb sie; und weil die Tochter im Verdacht stand, das Verbrechen zu kennen, wurde sie natürlich schlecht behandelt und weggeärgert. Natürlich? Noch natürlicher, wird Mancher meinen, wäre der Versuch gewesen, ein Mädchen, das Einen ins Zuchthaus bringen kann, durch Wohlthat an sich zu ketten und um keinen Preis aus den Händen zu lassen. Vielleicht aber dachte Jsa, mit der Aus-

sage einer Toten sei nichts Rechtes anzufangen. Einerlei. Die alte Andruszewska muß jedenfalls eine wunderliche Heilige gewesen sein. Sie konnte ein Vermögen einheimsen — denn die Aussage der Lebenden hätte den Streit für den Kwilczer entschieden — und hauste und starb in Kümmerlichkeit. Nur aus Furcht vor Strafe? Erstens mußten Wesierskis ihr geben, was sie verlangte. Und wenn da nicht viel zu erpressen war: dem Grafen Hektor hätte eine notariell beglaubigte Aussage genügt, die er erst nach dem Tode der Alten zu verwenden brauchte. Noch Wunderlicheres. Bis an ihr Ende schilt Frau Andruszewska Jeden, der Isas Mutterschaft zu bekritteln wagt, einen Narren und schlechten Kerl: und stiftet dann ihre Tochter, deren Zerfahrenheit sie doch kennt und mit der sie manchen Tanz hatte, an, das Geheimniß nach Kwilcz zu tragen. Offenbar aus reinstem Rechtsgefühl. Jadwiga schreibt Alles auf; was sehr nützlich ist, denn ihr Gedächtniß vermag nicht einmal Erlebnisse festhalten, die, man darf es wohl, ohne zu übertreiben, sagen, nicht ganz alltäglich sind. Schwarz auf Weiß kommt die Geschichte in Hechelskis bewährte Hände. Der recherchirt, kombinirt, eruirt und hat schnell alle Kettenglieder am blanken Schnürchen. Das Pseudogräflein heißt Leo Parcza und ist von einem österreichischen Hauptmann im Schoß der jetzt dem Bahnwärter Meyer angetrauten Caecilie gezeugt und die wirkliche geheime Mutter hat den Jungen, den sie fünf Wochen nach der Geburt für hundert Gulden weggab, nach dem Bilde als ihr Kind rekognoszirt. Die Stimme des Blutes! Auch die krakauer Zwischenhändlerin hat Hechelski ermittelt. Leider ist sie schon tot. Wie die Czwell und die Andruszewska. Doch Hechelskis Genie hat Leichenscheu nie gelernt und weiß, daß Tote sehr beredt sein können. Hechelski forscht, verspricht, droht, ist nirgends und überall und läßt sich, ein Ritter der Wahrheit und Legitimität, von Hektor nicht viel mehr als seine Auslagen ersetzen. Andere Helfer melden sich, gewiß vom Beispiel selbstloser Bürgertugend angelockt, und neue Spur taucht aus dem Dunkel. In Paris hat eine Dame, die mit ausländischem Accent sprach, thatsächlich 1896 einen Gummibauch bestellt und gekauft. In Paris hat ungefähr um die selbe Zeit eine Dame bei einer Hebamme ein Kind zu kaufen gesucht. Solche Gesuche sind dort nicht ganz selten und dem polizeilichen Aufruf antworteten denn auch prompt etwa zwanzig Entbinderinnen, von denen Säuglinge zur Adoption verlangt worden waren. Doch eine Sucherin hatte un accent allemand — daß die pariser Unschuld Deutsche, Russen, Polen nie an der Sprache erkennt, ist über jeden Zweifel erhaben —: warum also solls nicht die Selbe gewesen sein, die sich die Mutterkonturen aus Gummi anmessen ließ? Nach der Heb-

amme die Waschfrau. Die bezeugt, daß sie vorn im Hemde der Gräfin während der angeblichen Schwangerschaft einen Blutfleck gefunden habe, der nur von der Menstruation kommen konnte. Katamenien; also nicht in der Hoffnung. Auch Dienstboten wollen Menstrualblutspuren gesehen haben. Mirakel über Mirakel. Frau Ossowska, die früher selbst schon in Gemüthsruhe eine Kindesunterschiebung arrangirt hat, erliegt der Gewissensfolter und bekennt, daß sie der Gräfin ein falsches Attest ausgestellt und in Posen, ohne angestiftet zu sein, einen Meineid geleistet habe. Jadwiga Andruszewska und Katharina Ossowska: Das ist viel. Mindestens zwei neue Thatsachen, die zur Wiederaufnahme des Verfahrens helfen könnten. Dazu Krakau, Caecilie Meyer, die Stimme des Blutes (auch des in Nachthemden gefundenen), die pariser Polin mit dem deutschen Accent: über Wroblewo zieht sichs dräuend zusammen. Und schließlich meldet sich auch noch ein Droschkenkutscher, der 1903 ganz genau weiß, daß er am sechsundzwanzigsten Januar 1897 zwei Frauen, die er nach der Sprache für Polinnen hielt, von der Kaiserin Augusta-Straße nach dem Schlesischen Bahnhof und, nach langer Wartezeit, wieder zurückgefahren hat. Die Eine hielt die Arme unterm Mantel und schien Etwas zu verbergen. An dem selben Tage also, wo das in Krakau gekaufte Kind nach Berlin gebracht worden war. Nun fehlte kein Glied mehr in der Kette. Frau Andruszewska war mit der Amme, die den Knaben unterwegs säugen mußte, auf dem Schlesischen Bahnhof angekommen und von zwei Dienerinnen Jias empfangen worden, denen sie Kind und Steintopf übergab. Den Topf in den dazu mitgebrachten Handkoffer, das Kleine in einem Körbchen unter den Mantel: nach Hause! ... Hechelski als Triumphator. Ein lückenloser Beweis. Graf Miecislaw Kwilecki, Mitglied des Herrenhauses, hatte die Staatsanwaltschaft aufgefordert, in Sachen c/a Wesierski-Kwilecki und Genossen energisch und ohne Ansehen der Person vorzugehen. Das geschah. Hinreichender, bald danach dringender Verdacht. Voruntersuchung mit unzähligen Zeugen. Die Anklage wurde erhoben, das Hauptverfahren eröffnet. Zuerst war die Gräfin, dann auch Zbigniew verhaftet worden.

Da sitzen sie. Beinahe schon heimisch auf der Marterbank der Angeklagten. Seine Hochgeboren nicht gerade überwältigend elegant. Grauer Sakkoanzug und gelbe Schuhe. Für den Schwurgerichtssaal konnte er mehr leisten. Schlotterige Haltung. Die Sprache fast unverständlich. Zahnlücken oder schwere Zunge. Aber er füllt seinen Typus aus, wie die Franzosen sagen. In Schönheit verlüdert. Manchen Sturm erlebt, manche Demüthigung hingenommen. Doch der Ton des Wesens klingt nicht schlecht. Und wenn er

nachdenklich die grauen Cotelettes streicht, ists, mit dem müden, aber klugen Auge, ein vornehm verwitterter Herr, der sich an vielerlei Kulturen gerieben hat. Wenns auch oft nur Courtisanenkultur war: besser als keine. Die Riviera hat ihre eigene mimicry. Der Herr von Wroblewo sieht gar nicht polnisch aus, könnte, so wie er ist, durch einen Schwank von Bisson, eine sanfte Satire von Donnay schreiben. Obs wahr sei, wird er gefragt, daß er Verhältnisse gehabt habe. In Gegenwart der Gattin, in einem überfüllten Gerichtssaal, als Angeklagter. Ganz leise hebt er den Kopf. Ganz erstaunt. Man fühlt, wie die Brauen sich hochziehen. „Warum soll ich keine Verhältnisse haben?" Ancien régime. Wird heutzutage natürlich ausgelacht; mit der Nuance tiefster Verachtung. Solche Sittenlosigkeit! Nicht mal der Heuchelтribut, den das Laster der Tugend schuldet. Zbigniew aber denkt wohl: Was fällt den Leuten ein? Daß sie mich eingesperrt haben und mich eines Verbrechens anklagen, muß ich dulden. Was aber gehen denn meine Amouren sie an? Bilden sie sich gar ein, ich würde vor Ihnen kriechen, Keuschheit oder Reue mimen?... Keine Spur von Pose. Nichts von der Suggestion, die in solchem Käfig so leicht den Willen lähmt, die Würde duckt. Meist sitzt er weit über die Brüstung gebeugt, beide Hände als lange Schalltrichter an den halb schon versagenden Ohren, und lauscht. Lauscht einer höchst merkwürdigen, verworrenen, abenteuerlichen, an Boulevardmelodramen erinnernden Geschichte, der man zuhört, weil man nun einmal da ist, die Einen aber nicht näher berührt. Fabelhaft, was solchen Lieferanten des Ambigu heute noch einfallen kann. Gräfinnen, Hebammen, Schweinemädchen, Blut in Medocflaschen, angeklebte Nabelschnurstückchen. Nicht zu glauben... Manchmal ists dann, als zerrisse vor dem inneren Auge ein Wölkchen und der Lauscher besönne sich: Du spielst ja mit, hast die sehr undankbare Hauptherrenrolle und das Stück kann bös enden! Das dauert nie lange. Ancien régime. Wie in Goncourts Patrie en danger: man spielt im Gefängniß Karten, bis man auf den Henkerskarren gerufen wird, macht den letzten Stich, verabschiedet sich artig von den Standesgenossen und geht unters Fallbeil. „Schade, daß ich nicht länger den Vorzug hatte. Bitte, mich angelegentlich zu empfehlen." Das Gewimmel da unten kann Einem den Kopf, aber nicht das Gefühl inniger Geringschätzung nehmen. Auch diese Menschensorte hat Reiz und Rassenwerth; und Graf Wesierski-Kwilecki scheint nicht ihr übelstes Exemplar. Ich glaube nicht, daß er den Richtern so leicht was vorweinen würde wie der Pommer Wilhelm von Hammerstein, den seine Leute doch „starknervig" nannten. Mitwirken mag das Bewußtsein, nicht vor Volksgenossen zu stehen, sondern vor

dem fremden Eroberer, dem man, solange es irgend geht, nur die Fassade zeigt. Dieses Bewußtsein, dieser Instinkt des Besiegten hat dem ganzen Prozeß die besondere Farbe gegeben. . . Seinen größten Moment hat der Graf stets nach Schluß der Verhandlung. Ehe die Aufseher die Angeklagten abführen, steht er auf, bückt den langen Oberleib galant herab, faßt und küßt die Hand seiner Frau. Mit der er beinahe ein Jahr nun kein Wort wechseln durfte. Deren excentrisches, verbrecherisches oder krankhaftes Wesen ihn hierher gebracht hat und mit deren Schimpfreden er auch hier noch gepeitscht und zum lächerlichen Pantoffelhelden gemacht wird. Und die er trotzdem bewundert. Wenige achten drauf; und das Schauspiel lohnt doch. Vor einem Stanislaus könnte, in Warschau, der Abschied nicht graziöser und ceremoniöser sein. Man weiß eben, was sich gehört, und hat vor dem Feind Polens Würde zu wahren.

Bequem ist der Handkuß nicht. Denn zwischen Isa und ihrem Eheherrn sitzt, auf daß die Hauptbeschuldigten nicht durch Zeichensprache oder gehauchte Silben mit einander verkehren, Frau Katharina Ossowska. Recht behaglich, seine Todfeindin halbe Tage lang neben sich zu haben. Und welche Larve! Halb Fromme Helene in hohen Semestern, halb Wolfschluchtvision. Ein Gesicht, das dem Schöpfer nicht fertig geworden scheint. Die Nase nur angedeutet. In den Augenhöhlen etwas Glimmerndes, das gleich zu erlöschen droht. Dünne, ausgeblichene Haartressen; wie eine Karikatur auf die für Holdheit bezahlte Cleo von Belgier- und Kongoland. Dürr und harteckig. Nichts von den Malen der Weiblichkeit. Niemand würde dem Spukgebilde das zarte Gewissen zutrauen, das freiwillig Kreuz und Zuchthaus auf sich nimmt. Frau Ossowska hats. Lieber das Aergste leiden, als die Meineidsschuld noch weiter schleppen. Der Schwurgerichtspräsident glaubts ihr und läßt Milde walten, wenn sie einen ihrer Anfälle bekommt. Denn diese Märtyrerin ist nicht von der sanften Art; Satanas ist noch betrübend mächtig in ihr. Sie nennt Zeugen Lügner und Säufer, pfaucht eine fast Achtzigjährige an, die hinter ihr im Sünderwinkel sitzt, und wird dann glimpflich vermahnt. „Vorbei! Vorbei!“ Mephisto selbst würde in diesem fahlen Gehäuse nicht lange weilen und schickt wohl die Kleinsten von den Seinen. Dann hockt noch die Alte da, mit dem Alleweltgesicht einer freundlichen Schaffnerin, die Penelopen und Dorotheen gedient haben könnte; und ihre Tochter: stumm, stumpf, eine Slavin und Sklavin ohne eigene Physiognomie. Und ganz vorn, dicht neben dem jüngeren Staatsanwalt, Gräfin Isa Wesierska-Kwilecka, geborene Bninska.

Hat man draußen vorher den Kleinen gesehen, so ist der erste Trieb, lachend aufzuschreien: Was wollt Ihr denn Alle? Das ist die Mutter! Wer zu

amtlichem Gutachten berufen ward, mag zaudern und klauſuliren: von ſeinem Spruch hängt ja das Urtheil in einer Sache ab, die ſchon Unſummen verſchlungen hat und an deren Ende eine Familiengruft dräut. Der Unbefangene wird finden, daß er ſelten noch einer alten Frau ein Kind ſo ähnlich ſah. Einer alten Frau. Iſa iſt ſchneeweiß. Und jetzt auch ſchon müde. Der zehnte Haftmonat, die dritte Verhandlungwoche. Sie regt ſich kaum noch. Am erſten Tag wars anders. Da hatte ſie Charme, Leben, die Grazie der Herzoginnen aus Rokokobüchern; auch, wie dieſe nie Welkenden, nie Abrüſtenden, den Muth und den Humor, ſich ſelbſt ironiſch zu nehmen. Trotzdem ihr Deutſch mangelhaft iſt, war beinahe jedes Wort gut, das ſie ſprach; gut, weil menſchenverſtändig und aus einer gewiſſen Diſtanz geſprochen. Sinn für Akuſtik. Ein Herr, der behauptet, Franzöſiſch zu können, und deshalb als Dolmetſcher beſtallt iſt, quält ſich mit dem pariſer Detektive am Zeugentiſch ab. Paris: alſo Kinderſuche und Gummibauch. Die mittelgroße Unbekannte, wir wiſſens ſchon, hatte einen deutſchen Accent. Langwierige Erörterung, wie der ſich vom polniſchen wohl für den Franzmann unterſcheide. Endlich ſteht Iſabella auf; wie ein Soubrettenſchmunzeln gehts über ihr Geſicht; ſie führt die Lorgnette vors Auge und fragt, franzöſiſch, den Seineſpitzel, der in Moabit ungemein reſpektirt und ernſt genommen wird: „Spreche ich ungefähr ſo Franzöſiſch wie der Herr, der Ihre Ausſage überſetzt?“ Mit einem Hohn in der Stimme, der durch Guirlanden ſticht; und der denn auch unbemerkt bleibt. Sie redet faſt nie, läßt Freunde und Feinde erzählen, was ihnen beliebt, verzieht keine Miene. Thut auch nicht prude, nicht damenhaft empört und markirt beim Anblick des Knaben keine Muttergefühle. Das überläßt ſie Frau Meyer. Mauvais genre. Nur als ſchon eine Stunde lang von ihren blutigen Hemden geredet iſt — wo die Flecke waren, ob auch ſicher von Menſtrualblut oder vielleicht von Hämorrhoiden —, wirds ihr zu . . bunt: ſie rückt den Stuhl und hält die Hand vor die Augen, bis auf die Wäſcherei endlich der nächſte Hebammenklatſch folgt. Und gleich danach lacht ſie wieder wie ein Mädchen beim erſten Walzer. Die hochnothpeinliche Frage: Schwangerſchaft oder Schrotbeutel? Ein paar feine Damen, Mütter, Großmütter, haben mit größter Entſchiedenheit bekundet: Die Gräfin war „in anderen Umſtänden“. Das kennt Unſereins doch. Als ein Symptom wird Anſchwellung der Hände erwähnt. Die Gräfin, ſagt der Zeuge Roſinski, litt an Gicht und hatte oft geſchwollene Hände. Das beweiſt alſo wieder nichts, meint der Präſident, will das gute Zeugniß noch heller beleuchten und fordert Roſinski auf, mal zu ſehen, ob die Schwellung nicht am Ende auch jetzt da iſt. Der Arzt zögert eine Sekunde. Er hat ſeiner

Patientin eben so ziemlich das Schlimmste nachgesagt. Dann geht er hin. Und Isa, als sei ein besserer Witz ihr nie zu Ohren gekommen, streckt ihm, mit übermüthigstem Lachen, die Hände entgegen. Nein; sie sind nicht geschwollen... Die Frau ist nicht gewöhnlich. Sie muß sehr schön gewesen sein und hat noch heute einen persönlichen Zauber, der ihr mehr nützen konnte als der beredteste Advokatenmund. Als die Verhandlung begann, war, außer den Bninskis, im Zuschauerraum fast Alles überzeugt: eine Verbrecherin. Am Ende der ersten Woche hatte Isa die Mehrheit gewonnen. Ohne viel zu reden. Sie hat Stil. Die Gevatterin nebenan ist für sie Luft. Und wenn sie gegen Abend abgeführt wird, glaubt man, eine verblühte Marie Antoinette in den Kerker schreiten zu sehen. Das ists: ihr Stil ist Rokoko. Ihres und ihres Mannes, so verschieden die Beiden in Blüthe und Kern sind. Wahrscheinlich wurde es ihr Verderben. So lebte, so tändelte, zankte, koste man, als der Adel allein Menschenrechte besaß; und Herrenrechte. „Warum soll ich keine Verhältnisse haben?" Warum soll ich rechnen, ein Grafenkind, dem Krämer, der Hausmagd ins Handwerk pfuschen? Nobel Geld ausgeben, die besten Manieren und geniale Einfälle haben, die auszuführen Sache der Roture ist; Musik, Geselligkeit, hübsche Frauen. Rokoko. Und obendrein mit der sarmatischen Neigung ins wildeste Barock. Vorbei! Vorbei! So läßt sich bei Wronke nicht mehr Landwirthschaft treiben. Der jähe Klimawechsel verscheucht auch empfindliche Freunde leicht. Nur soll man nicht glauben, Das sei Polen. „Polnische Wirthschaft" ist ein billiges Schlagwort; paßt aber längst nicht mehr, blendet nur und drängt zu Ueberhebung, mit der die „Hebung des Ostens" nicht zu leisten ist. So war die Slachta, als Mickiewicz ihr sang. Heute baut sie Fabriken, meliorirt, kultivirt, spekulirt, folgt dem Beispiel des englischen Adels, hält Ordnung, schickt sich in die Zeit, — und ist deshalb gefährlich; nur deshalb. In Warschau und Lodz, in Lemberg und Krakau sollten die Germanisatoren polnische Wirthschaft studiren. Kwileckis sind Rokoko.

Drüben, auf den Zeugenstühlen, sitzt schon moderneres Polen. Zbigniew und Isabella hättens nicht fertig gebracht, in einem preußischen Gerichtssaal Tage lang, Wochen lang zuzusehen, wie man ihren Verwandten den Prozeß macht; einen Prozeß, der ins Zuchthaus führen soll. Graf Miecislaw und seine Gattin bringens fertig; und scheinen nicht darunter zu leiden. Und Graf Hektor, Ulan, Papstkämmerer, Reichstagsabgeordneter, strenggläubiger Junker, geschmeidiger Prozeßregisseur und ein Geschäftsmann, der auf den Pfennig berechnet, was er dem Anwalt, Agenten, Ausspäher zu zahlen hat: so viel, doch nicht mehr... Ein Mann, der in die Welt paßt. Wer dieses

Verfahren in Gang bringen und über alle Hinderniſſe wegführen konnte, muß Nerven haben. Und dieſer Hektor weiß, daß ganz Polen ihn heute ſchon haßt, ihm ein finſteres Achilleushaupt zeigt, wenn er diesmal nicht ſiegt.

Ob er ſiegen kann? Alles iſt möglich. Nach fünfzehntägiger Verhandlung war noch nichts bündig bewieſen. Kommt nicht noch ein Knalleffekt, ſo würde ich als Geſchworener nicht fünf Minuten zaudern, freizuſprechen, und nur fragen, wie es möglich war, der Staatshoheit dieſe Laſt aufzubürden, möglich, eine Sache, die in Poſen vor dem Civilgericht auf gräfliche Koſten ausgefochten werden konnte, vor die berliner Jury zu weiſen... Alles iſt möglich. Noch am fünfzehnten Verhandlungtag glaubt der Herr Schwurgerichtspräſident ſteif und feſt an die Schuld des Grafenpaares. An die Hebammen, den Droſchenkutſcher, das Totenbett, Kathrinas zartes Gewiſſen, Gummibauch, Schrotbeutel, Steintopf nebſt Inhalt, den die Zollwächter an der Grenze nicht ſahen noch rochen; vielleicht auch an das Schweineblut in den Rothſpohnflaſchen. Ein alter Kriminaliſt, der ſicher ſehr bemüht iſt, unbefangen, unparteiiſch zu ſein; nicht ſo ſicher, es auch zu ſcheinen. Dagegen kommt kein Laie auf. Nur haben in dieſem Fall Laien das Recht zu ſprechen.

* * *

Auf dem Holzſtuhl des Gerichtsdieners ſitzt wieder, dicht neben der Thür, die den Großen Schwurgerichtsſaal öffnet, der weiße Knabe. Das Gedräng macht ihm immer noch Spaß. Hinter der Thür wird inzwiſchen die Frage verhandelt, ob ſeine Eltern ins Zuchthaus kommen ſollen. Er lacht, räkelt ſich kokett und giebt Bekannten gnädig eine Patſchhand. Weder Zweifel noch Sorgen. Und hat in drei Wochen doch mehr geſehen, gehört, gewittert, als er in dreißig Jahren vergeſſen kann. Und wenn drinnen die Männner wollen — die rechts ſitzen und ihn jedesmal ſo genau muſterten, als er hereingeführt wurde —, dann ſieht er Wroblewo nie wieder und kommt zu Meyers ins Bahnwärterhüttchen, wo ein rachitiſches Brüderlein nebſt einem Bruſtkind ſeiner warten, und kann, da anderer Zeitvertreib fehlt, zugucken, wie Mutter, während Vater ſchläft, in ſtarker Hand die Signalfahne ſchwingt.

Kunst, Kultur, Kirche.

„Auch ein flüchtiger Blick über ein weites Gebiet kann aufklären." Plotin.

„Die Kunst gehört keinem Lande an, sie stammt vom Himmel", schrieb Michelangelo zu Rom in einer Zeit, da versucht wurde, Lebensfreude und Lebensschönheit mit dem Wesen Gottes und seiner Kirche in Einklang zu bringen. In den Worten Schönheit und Freude liegt das Ziel, der Inbegriff von Kunst und Kultur; in den fernen Tempeln der Schönheit und Freude brennt das heilige Feuer, zu dem der Weg des Fortschrittes unaufhaltsam geleitet, windet er sich auch durch Schluchten oder über steile Hänge und scheint er auch manchmal im Waldesdunkel von Reaktionen sich zu verlieren. Entsagung und Furcht heißen die Engel, die an der Thür der christlichen Kirche Wache halten. Sie sind die ewigen Feinde aller Kunst und Kultur, aber auch die stärksten Hüter jeden Glaubens und aller Dogmen. Nicht einmal Michelangelos Genie vermochte sie zu versöhnen, als er Schönheit und Kunst in den christlichen Himmel schmuggelte. Die Hunde des Hauses erkannten allzu bald das fremde Kind und verjagten es mit lautem Bellen.

So oft sich die Kirche mit einer Kunst oder einer Wissenschaft zur Lösung von Kulturaufgaben verband, sich das gemeinsame Arbeiten stets nur einem Waffenstillstand zwischen unversöhnlichen Gegnern, war es niemals etwas Anderes als ein Kompromiß, der nur kurze Zeit dauern sollte. Wir sind um einige Jahrhunderte älter und entwickelter als die Leute der Renaissance, wir sollten auch vernünftiger sein und endlich aus dem Ballast der Vergangenheit wenigstens die Erkenntniß retten, daß solcher Kompromiß nur täuschen und schaden kann. Weil sich die Kirche weder auf den Anhang der freiwillig Glaubenden beschränkte noch auf das Gebiet des religiösen Lebens, sondern von allen Menschen und allen Dingen Unterwerfung verlangte, gerieth sie zum Schaden der Kultur in Kampf mit der Forschung, seit die Entdeckungen eines Galilei, eines Kopernikus, eines Darwin ihr mühsam errichtetes Weltsystem erschüttert hatten. Wenn in der Gegenwart trotzdem die Orthodoxie aller christlichen Bekenntnisse siegreich eine Höhe erobert hat, von der aus die beiden Güter der Menschheit „Wissen" und „Genießen" ernstlich gefährdet erscheinen, wie in den Zeiten des Mittelalters, so ist es ein Beweis, daß die Kraft der kirchlichen Kämpen noch ungebrochen ist und daß nichts unversucht bleiben wird, um unbequeme Wahrheiten zu ersticken. Wohl thürmen sich keine Scheiterhaufen und kein dunkles Verließ öffnet sich mehr für Ketzer und Ungläubige, aber mit lähmendem Druck legt sich die Tote Hand auf Forschung und Moral, um dort bürgerlich zu vernichten, wo sie es körperlich nicht mehr vermag. Das Wesen des Kampfes ist gleich geblieben: nur die Methode hat sich geändert.

Ueberblickt man den Weg, den der Menſch zurückgelegt hat, ſeit er als Menſch zu denken und zu ſchaffen begann, dann wird man bei allen Völkern erkennen, daß nicht mit Hilfe der Gewalten, die als Gott oder Götter gefürchtet oder geliebt wurden, ſondern trotz Furcht und Angſt vor überſinnlichen Mächten der Menſch aus eigener Kraft manchen Markſtein erreichte. Trotzdem bebt auch der moderne Staat, deſſen Zweck doch vor Allem in der Bewältigung großer Kulturaufgaben beſteht, davor zurück, die Zuchtruthe kirchlicher Höllenfurcht fallen zu laſſen. Lieber will er ſelbſt dem Einfluß der Prieſter unterliegen, als auf das alte Schreckmittel der Angſt verzichten. Man hat die chriſtlichen Kirchen und die von ihnen aufgedrungene Moral mit einer Paliſſade von Geſetzesparagraphen eingezäunt, um ſie zu ſchützen, wie die antiken Götter durch menſchliche Gerichte vertheidigt wurden, ſobald die heilige, dem Glauben entſproſſene Scheu vor ihrer Herrlichkeit nicht mehr ausreichte, ſie für unantaſtbar zu halten. Noch immer giebt es Verurtheilungen wegen Gotteslästerung, Strafen für Handlungen, die nur der kirchlichen Moral, aber nicht der Natur widerſprechen, und heute wie ſeit Jahrhunderten greift die geiſtliche Gewalt ungeſtraft, ſogar begünſtigt in weltliche Angelegenheiten ein. Aber der Nachdruck, womit die Staatsgewalt vieler Länder den Werth und die Nothwendigkeit der Kirche öffentlich verkündet, erinnert an den Ausſpruch, den Feuerbach während der großen Reaktion zu Mitte des vorigen Jahrhunderts that: „Was iſt das ſicherſte Zeichen, daß eine Religion keine innere Lebenskraft mehr beſitzt? Wenn ihr die Fürſten der Welt ihren Arm bieten, um ſie wieder auf die Beine zu bringen.“

Für die Zeitgenoſſen ſelbſt tritt dieſe tiefe Wahrheit nur ſchwer deutlich zu Tage, denn jede kirchliche Macht, jede religiöſe Ueberzeugung ſcheint äußerlich gefeſtet und innerlich unüberwindbar zu ſein, ſo lange der Staat gezwungen iſt, die Dienſte ihres Büttels zu verrichten. Aber wenn man erforſcht, warum er die kirchlichen Lehren mit ſeinen Geſetzen ſchirmt und durch ſeine Vertreter im Bruſtton der Ueberzeugung immer wieder ihren Werth für die Menſchheit öffentlich verkünden läßt, zeigt ſich als wahrer Grund dieſer Bemühung die Angſt, daß die Kirche in ihrer jetzigen Geſtalt ohne Schutzmaßregeln an ihren Schäden zu Grunde gehen muß. Sie bedarf des ſtaatlichen Schwertarmes; deshalb haben es ihre Leiter für gut gefunden, einen Kompromiß, ein Schutz- und Trutzbündniß mit der weltlichen Macht zu ſchließen. Die Schäden aller chriſtlichen Kirchen liegen aber in der Feindſchaft gegen Kunſt und Kultur, in dem Widerſpruch, der die Lehre der Entſagung von dem Drang nach Schönheit und Lebensgenuß ſcheidet und die ſtarren Dogmen von dem Verlangen nach Fortſchritt auf allen Gebieten. So lange der Prieſter mehr gilt als der Künſtler und der Krieger höher geachtet iſt als der Erfinder, wird freilich der Heerbann der chriſtlichen

Orthodoxie eben so zahlreich bleiben, wie es der Heerbann der antiken Götter war, so lange sich die römischen Kaiser öffentlich zu ihnen bekannten. „Das Christenthum entstand, um das Herz zu erleichtern“ sagte Nietzsche. „Aber jetzt muß es das Herz erst beschweren, um es nachher erleichtern zu können. Folglich wird es zu Grunde gehen.“

Die modernen Menschen wollen nichts mehr von den Kompromissen hören, mit denen Zweifel bisher beschwichtigt, Räthsel als unlösbar bezeichnet, Beweise als erbracht angesehen wurden. Theologen und Philosophen können nicht mehr vor der staunenden Menge auf dem Schaugerüst schöner Worte klettern und mit Phrasen oder Spitzfindigkeiten täuschen. Die Welt will nicht mehr eingeschläfert und getröstet werden: sie will leben, statt zu hoffen, das Erreichbare genießen, statt das Unerreichbare zu erwarten. Von der Kultur verlangt sie, daß die Entdeckungen der Wissenschaften dem täglichen Leben dienstbar gemacht werden und daß die Menschen endlich fähig werden, auch ohne Furcht vor ewigen Strafen sich in einander zu schicken und in eine Moral zu fügen, die ein gemeinsames, angenehmes Dasein ermöglicht.

Der kirchliche Grundsatz, daß der Mensch in Sünden empfangen und geboren sei, hat noch niemals eine That der Kultur, eine That der Schönheit geschaffen. Und er ist das Fundament der Religion, aus der sie ihre ganze Berechtigung herleitet, ihre ganze Macht entwickelt hat. In der Heiligkeit der Liebe beruht die siegreiche Größe, die unüberwindliche Kraft des Menschenthumes; in ihren Flammen sprüht auch der einzige „göttliche“ Funke, der in uns die Lust entzündet, etwas Schönes, noch nie Dagewesenes zu schaffen. Selbst die antiken Pessimisten ehrten die Liebe als eine schöpferische, Kultur anregende Gewalt; und einer der größten aus ihrer Zahl, Empedokles, sah auf der großen Wiese des Unheils nur eine einzige heilbringende und hoffnungvolle Erscheinung: Aphrodite, in deren Schönheit er die Bürgschaft erkannte, daß der Streit nicht ewig herrschen, sondern einem milderen Dämon einmal das Szepter überreichen werde. Wie zum Hohn nannte die Kirche ihr Christenthum die Religion der Liebe. Ist der See von Menschenblut, den sie forderte, ein Teich der Liebe? Ist das Gefängniß, das ihr Gebot aus der Erde machte, ein Raum, in dem Liebe gedeihen kann? Die Liebe, in deren Namen stille, friedliche Menschen mit Feuer und Schwert bekehrt worden sind, ist nur ein furchtbares, fleischloses Totengerippe, das die Sense in der Hand hält statt eines Schlüssels zum Leben. Unter den Lastern, die dem Menschen als Erbtheil seiner Entwickelung von Natur aus anhaften, ist Grausamkeit eins der schlimmsten. Das Kind ist grausam wie das Thier; erst das Bewußtsein der Kulturaufgabe, das Verständniß für Schönheit und Güte können den erwachsenden Menschen aus den Klauen dieses Dämons lösen. Die Kirche behauptet wohl, daß ihr segenreicher Einfluß alle Leiden-

schaften besänftige und besonders die Grausamkeit unterdrücke; aber wenn eine beschwörende Stimme in die Vergangenheit dringt und Schatten herauf ruft aus der Kirchengeschichte, so steigen vor unseren Augen Verbrecher empor in unabsehbarer Reihe, die im Namen Gottes mordeten und brannten, Kriege führten und Urtheile fällten. Herzog Alba und Gustav Adolf, Torquemada und Calvin, katholische und protestantische Priester überboten einander in grausamer Unduldsamkeit und säten Zwist, weil ihrer Lehre jeder Friede außer dem Frieden des Grabes unbegreiflich erschien. In den aussichtlosen blutigen Kriegen, in den an Geist armen geistlichen Fehden, die unter Christi Banner die Anhänger der verschiedenen Kirchen ausfochten, schienen die Fackeln von Kultur und Kunst zu verlöschen, wenn ihre Träger auch noch so oft versuchten, sie am heiligen Tempelfeuer der Antike wieder in Brand zu setzen. Verblendet stehen noch heute gar Viele zu Füßen der Kanzel und lauschen andächtig auf die Worte des Hasses, weil sie wie Liebe klingen. Sie wollen nicht darüber nachdenken, sie wollen blind und taub eingelullt sein, wie die Väter und Ahnen. Ja, es ist wunderbar — wie Novalis schon fast vor einem Jahrhundert schrieb —, „daß nicht längst die Assoziation von Wollust, Religion und Grausamkeit die Menschen aufmerksam auf ihre innige Verwandtschaft und gemeinschaftliche Tendenz gemacht hat."

Als jüngst in einer Gesellschaft freidenkender Menschen Jemand die Behauptung aufstellte, daß die Anwesenden, wenn sie am Anfang unserer Zeitrechnung gelebt hätten, wohl Alle Christen gewesen wären, erwiderte Einer mit Nietzsches Worten: „Sobald eine Religion herrscht, hat sie all Die zu ihren Gegnern, welche ihre ersten Jünger gewesen wären."

Ist es der Geist des Widerspruches, der in kräftigen Naturen gern auflodert, oder ist es ein Beweis, daß eine Religion, eine Kirche, die zur Herrschaft gelangt ist, ihren Zweck erfüllt hat und jungen, aufsprießenden Ideen Raum geben muß? Die Antwort auf diese Frage liegt in der Geschichte der Kunst, die als höchste Blüthe unserer Entwickelung nicht nur aus dem tiefen religiösen Bedürfniß der Menschheit hervorging, sondern auch aus dem Zustand der allgemeinen Kultur. Die Kunst suchte immer in den Erscheinungen das ewige Gesetz, den göttlichen Lebensfunken mit gläubiger Ahnung zu entdecken und darzulegen. Ihre Propheten empfingen die Eindrücke aus der Zeit, gestalteten sie, Jeder auf seine Weise, wirkten wechselseitig auf einander und gaben dem Gewerbe, dem Geräth, der Tracht die Vorbilder oder doch die Geschmacksrichtung. Wenn dann der selbe Sinn in Gebäuden und Bildwerken, in der reichen Symphonie und im einfachen Lied, im Gedicht und von der Bühne aus sich geltend machte, so mußte er sich anfangs nur der gebildeten und dann, immer weitere Kreise ziehend, der breiten Masse bemächtigen. Selbst das unmittelbar Religiöse der Naturauf-

fassung, ob nun die Welt als zufälliges Spiel von Kräften betrachtet oder ob das Walten eines höheren Wesens darin wahrgenommen wurde, sprach sich immer in den Werken der Kunst auch dann aus, wenn sie nicht „heilige" Gegenstände behandelte. Klug, wie sie von je her waren, ließen auch die Lenker der christlichen Kirche die große, nachhaltig wirkende geheimnißvolle Kraft der Kunst nicht unbeachtet und suchten sich ihrer zu bedienen, von nur wenigen innerlich verrohten Kirchenvätern und Reformatoren abgesehen. Aber die Kunst kann auf die Dauer nicht lügen. Nur so lange sie zu ihrem Bestehen der innigen Gemeinschaft mit der Kirche bedurfte, blieb sie im christlich-kirchlichen Sinne religiös: Quattrocento. Die Kunst gleicht einer Sprache, die das Bewußtsein voraussetzt, daß sie verstanden werde, und richtet sich daher nothgedrungen nach der Auffassungweise Derer, zu denen sie spricht. So mußte sie, als man in der niedergetretenen Antike von Neuem Führer des Lebens und Beispiele der Schönheit erkannte, das Feld der christlichen Legende und des Dogmas verlassen und wandelte auf eigenen, von Schönheit geschmückten Bahnen. Ihre berühmten Werke waren unchristlich oder wenigstens unkirchlich, selbst wenn sie christliche Namen trugen. Raffaels Madonnen sind ein heiliger Ausdruck rein menschlicher Mutterliebe, Michelangelos nackte Titanen sprechen von allem Anderen als von christlicher Demuth. Der Zwiespalt zwischen Leben und Kunst auf der einen und Kirchenglauben auf der anderen Seite füllte die kommenden Jahrhunderte aus, in denen sich der Sieg bald einer „Aufklärung" zuneigte, bald einer „Reaktion". Aber wenn diese auch noch so weit ausgreifend ihre schwarzen Flügel über die Völker spannte: es gelang ihr nicht wieder, eine vollempfundene naive christliche Kunst aufleben zu lassen, denn sie war kein Ausfluß überwältigender Gefühle, sondern ein Rückschlag alteingesessener Gewalt. Die Kunst, in der die feinsten Schwingungen der Menschenseelen wiederklingen, fand keine Stoffe mehr in einer Lehre, die, aus der Weltanschauung eines fremden Volkes entstanden, ihre Kulturaufgabe erfüllt hatte und nicht mehr Führerin bleiben konnte auf neuen, unbetretenen Bahnen. Die wahrhaft religiöse Kunst war bereits erschöpft, als Raffael die vatikanischen Zimmer malte; sie konnte nur reflektirende, nicht mehr naiv empfundene Werke hervorbringen.

Die Kunst ist das große Barometer, das die Strömungen des Geistes anzeigt, ehe sie zu allgemeiner Herrschaft gelangen. Die Freude am Schönen, die jubelnde Lust, mit der natürliche Dinge wieder als natürlich empfunden und ausgesprochen werden, kündet die Richtung, in der die Kunst der allgemeinen Kulturentwickelung ahnend vorangeht.

Die Versuche sind wohl noch tastend und die frisch entzündete Leuchte flackert noch unruhig in der Dämmerung des neuen Tages; aber die Werke werden doch immer häufiger und bemerkenswerther, in denen sich der jugend-

frohe Geist gegen die veralteten Begriffe auflehnt, die gleich Fesseln seine Schwingen hielten. Nichts darf auf heiliger Höhe unantastbar thronen, nur weil es frühere Generationen angebetet haben. Das Wort des Cartesius: „Mein Denken ist mein Sein" muß endlich über Luthers Wort triumphiren; „Mein Glauben ist mein Sein." Mit einem folgerichtigen Denken verschwindet der negative, religiöse Geist und giebt der Ehrfurcht Raum, die wir vor der irdischen Natur und ihrer Größe haben müssen. Weil die Kirche einen Unterschied zwischen Geist und Materie, Gott und Welt, Uebersinnlichem und Sinnlichem geschaffen hat, wurde sie zu einer dem Leben feindlichen, negativen Religion, die Alles für eitlen, verderblichen Tand erklärte, was Freude, Schmuck und Glück ins Leben brachte.

Wandelbar wie ein Chamäleon, konnte sie sich allerdings in Vieles schicken und dank ihrer Anpassungfähigkeit manchen Angriff überwinden, der sie ins Herz getroffen zu haben schien. Der Geist des Menschenthumes treibt einer unbekannten Vollendung entgegen, für die immer neue Fähigkeiten ausgebildet, immer neue Kräfte entdeckt und bezwungen werden. Ein Glaube, dessen Kern in dem Vers des Johann Amos Comenius enthalten ist: „Du lernest, liesest, schreibst und gleichwohl kommt der Tod, studire Jesum selbst, dies Eine ist Dir Noth" hindert diese Entwickelung, sobald alle Begriffe, die der Name Jesu zusammenfaßt, tief genug ergründet sind, um neue Aufschlüsse unmöglich zu machen. Aus dem Begriff der Erbsünde entpuppte sich die Lehre von der körperlichen Vererbung und das Erlösungbedürfniß der Menschheit klärte sich zu dem gewaltigen, unaufhaltsamen Drang nach Wissen, das kein Genügen findet im Ahnen und Glauben.

Der große Pan ist aller Wunder mächtigster Feind. Die Naturerkenntniß räumt mit allen übernatürlichen Offenbarungen gründlich auf und die Kunst, die außer Schönheit auch Wahrheit ausdrücken will, verschmäht die kühle Allegorie, die nicht mehr Empfundenes nur noch mit glatter Routine darstellt. Wie in die geweihten Andachtstätten das Licht gedämpft durch bunt bemalte Fenster fallen mußte, so sollte es selbst in den Zeiten, wo der Geist wieder zum Denken erwachte und den Blick auf die Natur richtete, getrübt und gebrochen durch die bunten Scheiben der Theologie in den Palast der Wissenschaft dringen und in den reinen griechischen Tempel der Kunst. Aber Lebenswille und Lebenskraft, diese beiden Gegengewichte jeder Entsagungreligion und jeder pessimistischen Philosophie, retteten noch immer Kultur und Kunst vor dem Untergang im Dunkel einer Kirche. Wie nach indischer Sage die Kunst als reizende Maja aus dem Haupt Brahmas Melancholie und Misanthropie vertrieb, so führte sie seit dem Zeitalter der Renaissance die Menschen auf die obersten Zinnen der Kirche, wo sie aus beengter und gepreßter Brust frei athmen lernten und, die Herrlichkeiten der Erde erblickend, die Welt der

Freiheit, Schönheit, Humanität und Wissenschaft zu erschließen gedachten. Seitdem hat es immer Philosophen und Künstler gegeben, die mehr oder minder offen Rückkehr zum Heidenthum predigten. Mochten sie von Göttern schwärmen oder von einem freien Kultus der Natur: sie brachten das unklare Verlangen nach Schönheit, Liebe und Lebenslust zum Ausdruck, dem sich seit ihrem Bestehen die christliche Kirche entgegenstellte. Der moderne Mensch sieht sein Ziel mit größerer Klarheit. Um „sich auszuleben", will er alle Fähigkeiten in sich entwickeln und alle anderen Kräfte sich dienstbar machen. Weil er dazu als freies Individuum aller Fesseln ledig sein muß, kann ihn die Kirche nicht mehr weiter geleiten; hat sie doch einen geistig wie körperlich gebundenen Menschen zur Voraussetzung. Als ersten Führer auf dem Pfade der innerlichen und äußeren Befreiung sucht er eine Kunst zu erspähen, die zwar an die Vergangenheit anschließt, aber stolz und vorurtheillos in neue Länder geleitet. Es ist die Kunst, auf die Feuerbach hinwies, als er schrieb: „So wenig der Baum, der auf einem Kirchthurm steht, aus seinem harten Gestein entsprossen ist, so wenig kam die Kunst aus der Kirche und ihrem Geist. Der schlaue Vogel des Verstandes trug das Samenkorn auf sie hinauf. Als es aufging und zum Pflänzchen gedieh, war es freilich unterschiedlich, als es aber groß, als es Baum wurde, zersprengte es den alten Kirchthurm." Mit solcher Kunst kann erst eine Kultur entstehen, deren ethische Grundlage und deren Moral nicht mehr auf der Vergöttlichung des Todes und des Leides beruhen, sondern auf der Vergöttlichung des Lebens und der Freude.

Was bisher als neues Prinzip in die Welt trat, mußte sich als religiöses Prinzip verkünden, denn nur dadurch konnte es die Gemüther beherrschen. Wenn es heute, von Schönheit umflossen und von Erkenntniß beschirmt, in die Schranken treten kann, liegt darin der größte Fortschritt über das Zeitalter der Kirche hinaus, in dem die Kunst als Magd, die Kultur als Teufelswerk betrachtet wurde. Selbst Viele, deren innere Sehnsucht eines Glaubens an übersinnliche Dinge bedarf, haben sich, erschreckt von der Starrheit und Unduldsamkeit der Dogmen, von der Kirche abgewandt und sind zu der mystischen Weisheit Indiens geflüchtet. Der tiefe Zweck dieser Theosophen, aus dem Glauben ein „Wissen" zu machen, giebt ihnen die Möglichkeit, jede Kulturaufgabe zu fördern und jede wissenschaftlich gewonnene Erkenntniß auch ethisch und moralisch zu verarbeiten.

Das Wesen des Alterthumes war: Einheit von Religion und Politik, Geist und Natur, Gott und Mensch; das Wesen der Kirche war: Zwiespalt zwischen Leben und Tod, Himmel und Erde, Lust und Leid; das Wesen der Zukunft soll die Harmonie all unserer Kräfte, Gedanken und Gefühle sein.

München. Alexander Freiherr von Gleichen-Rußwurm.

Renaissance.*)

In einem stolz gewölbten Saal, deß Kuppel
Vom Abendgold wie eine Krone leuchtet,
Und vor des zweiten Julius Heiligkeit
Sind Kardinäle, Feldherrn, dunkle Mönche,
Verträumte Künstler zum Gespräch versammelt
Und von des Papstes bleichen Lippen strömt
Die Rede wie ein windbewegtes Rauschen:
„Aus Wünschen nur wächst Großes. Ungenügen
An alten Gütern einer alten Zeit,
Auflodernd wilde Gluth der größern Ziele
Schafft Euch den stolzen Bau des Vatikans.
Aus meines Herzens ungestümem Ehrgeiz
Steigt, wie ein Phönix, einig dieses Reich.
Wär' ich nicht Papst, ich wäre gern Jehovah.
Und also frag' ich Jeden jetzt von Euch,
Wer er zu sein sich wünschte, trüg' er nicht
Der eignen Seele Vließ im eignen Leibe?"
Schon sank Bibbiena hin und säuselte:
„Wer zweifelt da? Auf meiner Stirne schimmert,
Vom Wunsch verklärt, dies eine Wörtlein: Papst."
Der Herzog von Urbin, des Papstes Neffe,
Verspann sich just in einen süßen Traum
Von Mädchenlippen, rothen Mädchenlippen,
Gluthrothen, rosigrothen Mädchenlippen,
Die eines fränkischen Gefangnen Braut
Zu heißen Küssen — ach! — nicht öffnen wollte.
Und leise sprach der Herzog: „Lauscht: ich wäre
Der Sultan gern und hätte einen Harem."
Ein schlanker Mönch, des Herzogs schimmernde
Feldherrngestalt mit seinem Blick verschlingend,
Sprach bebend jetzt zu ihm: „Ich wäre, Hoheit,
Ein Mädchen gern, das Ihr zu lieben wüßtet."
Und Alle lächelten. Und Alle schöpften,
Der Eine lachend, stürmisch wild der Andre,
Aus ihrer Seele ein verborgnes Wünschen.
Nur zweier Männer Lippen schwiegen noch.
„Nun, Michelangelo", erhob der Vater
Jetzt seine Stimme, „warum sprichst Du nicht?"

Und Michelangelo erbebte. Lange
Verweilte seines Blickes dunkle Gluth
Auf jenes Andern Locken, der noch stumm war.
Und lange sah er hin zu Raffael,

*) Ein Stück aus dem Gedichtband „Die lockende Geige", der vor Weihnachten bei Albert Langen in München erscheinen wird.

Der an des Fensters leuchtend weißen Scheiben,
Von Gold umflossen, selbst ein Bildniß, stand.
Er sah in Raffaels verträumte Augen,
Sah seiner Wangen pfirsichzarte Blüthe,
Der weichen Adern blaues Farbenspiel,
Und weiter flog sein Blick durch holde Gärten,
Wo weiße Mädchen, Gott im Angesicht,
Sich mild an Jenen schmiegten, dunkle Rosen
Sein Haupt, ein Heiligenkranz, umblühten und
Der Kies von seinen Füßen leuchtend wurde.
Und lange sah er hin. Doch dann verschloß er
Der Augen schwere Lider wie mit Schaudern
Und sprach: „Ich, Heiliger Vater, wünsche mir,
Der Künstler Michelangelo zu sein."

Jetzt, durch des Saales wunderbare Stille,
Hub leise Raffael zu sprechen an:
„In meiner Seele", sprach er, „weise Freunde,
In meiner Seele glüht, den Tulpen gleich,
Die Gottes Sehnsucht aus den Wiesen heben,
Ein heißer Wunsch, so wild verwegen, daß
Die Worte scheu vor seinen Gluthen sterben;
Und dieser Wunsch heißt: Michelangelo.
Seht her! Was Euch so oft an mir entzückte,
Die goldnen Locken, morgenrothen Wangen,
Die ganze tausendmal gelobte Schönheit
Zerreiß ich hier vor Euch und bete zitternd,
So schön wie Michelangelo zu sein.
Der Heilige Vater hats gesagt: aus Sehnsucht,
Aus wilden Wünschen nur wächst Ewigkeit.
Und ich? Ich bin vom Glücke so umschmeichelt,
Von holden Gaben also reich gekrönt,
Von Fraun verwöhnt, von Eurer Gunst verzärtelt,
Daß keines einzigen wilden Wunsches Gnade
Die Wellen meiner sanften Seele peitscht.
Ihm aber, den die Götter so gesegnet,
Daß seine harten Hände Stein zu Blut
Und Nacht in Sonne wandeln, ihm doch bleibt
Dies eine Wünschen ewig unerfüllt:
Nach Leibes Schönheit und nach Frauengüte.
Und aus der Sehnsucht wächst uns seine Größe."

Er schwieg. Doch Bibbiena neigte sich
Zu Sadolet mit lächelnd offenem Munde:
„Seht, Eminenz, ist er zum Küssen nicht,
Wenn seine Augen so im Feuer funkeln?
Ist er nicht reizend, dieser Raffael?"

Wien. Hans Müller.

Selbstanzeigen.

Die Deutsche Kirche. Eine Umfrage in Sachen des Zusammenschlusses der deutschen evangelischen Landeskirchen. Veranstaltet von den Wartburgstimmen, Monatsschrift für Deutsche Kultur, und beantwortet in Abhandlungen, Thesen und Betrachtungen von sechzig Persönlichkeiten der verschiedenen religiösen und kirchlichen Bestrebungen. Preis 2 Mark. Thüringische Verlagsanstalt Eisenach und Leipzig.

Ueber die Nothwendigkeit und über die Form einer Vereinigung der deutschen evangelischen Landeskirchen streiten sich die protestantischen Kreise. Als Herausgeber einer Zeitschrift, die die religiöse Arbeit als nothwendiges Stück nationaler Kultur und die Stärkung des Protestantismus als die wichtigste Aufgabe einer deutschen Kulturpolitik im Gegensatze zu unserer vom Ultramontanismus beherrschten Regirungpolitik betrachtet, empfand ich es als eine Gewissenspflicht, die kirchenpolitische Vorlage am Prinzip des Protestantismus in der christlichen Weltanschauung zu messen. Ich konnte die Bewegung nicht so recht als ein organisches religiöses Wachsen am Baum des deutschen Volksthumes anerkennen. Um aber die Vorlage mit größerem Nachdruck und in weiteren Wirkungflächen zu einer Frage zu machen, veranstalteten die Wartburgstimmen eine Umfrage, die sich aus folgenden Einzelfragen zusammensetzte:

1. Entspricht die Bewegung zum Zusammenschluß der deutschen evangelischen Landeskirchen der religiösen Weltanschauung des Protestantismus im Gegensatze zu Rom und entspricht eine Centralisation der kirchlichen Kräfte dem Bedürfniß der deutschen religiösen Volksanlage?

2. Bleibt nicht die Veranstaltung unter der Führung des preußischen Oberkirchenrathes eine vom Protestantismus nicht ernst zu nehmende, so lange Preußens Staatsregirung die noch unvergessene Stellung zur Jesuitenfrage bewahrt?

3. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß in unserer Zeit, die eine Versöhnung der Kulturkämpfer der verschiedensten politischen und kirchlichen Parteien auf dem Boden einer verjüngten religiösen Weltanschauung gewiß vorbereitet, viel nothwendiger als Konferenzen von staatlich-kirchlichen Religionarbeitern solche Kongresse sind, auf denen religiöse Kulturarbeiter aus allen geistigen Lagern eine Versöhnung zwischen altem Glauben und neuem Wissen zum Zwecke einer erneuerten, das ganze Volksthum durchdringenden Glaubensfreudigkeit versuchen? Wie denken Sie sich die Berufung einer solchen unabhängigen Konferenz?

Daß die Methode einer Umfrage auch eine Möglichkeit war, der literarischen Ueberproduktion in dieser Sache zu steuern, beweist der Erfolg der Umfrage. Von sechzig Beantwortern wurden zehn vor eigenen Büchern oder Brochuren bewahrt. Das entstandene Buch wird allgemein als ein reizvolles Dokument für das religiöse Drängen unserer Tage beurtheilt. Da es mir nicht darum zu thun war, den kirchlichen Tendenzen zu dienen, so zog ich auch Männer heran, deren antikirchliches Wirken oder Denken mir bekannt war.

Eisenach. Hans K. E. Buhmann.

Guck in die Welt. — Thiergeschichten. J. F. Schreiber in Eßlingen.

Für die Kleinen schreibt es sich nicht so leicht wie für die Großen. Das liegt zunächst daran, daß die Wahl der Stoffe so sehr beschränkt ist. In einer Welt, in der man sich noch Alles wünschen kann, spielt das Geld keine Rolle; und damit ist die soziale Frage von vorn herein ausgeschieden. Die Kinder philosophiren nicht; käme man ihnen mit Nietzsche, so würden sie in ihrer eingebildeten und absprechenden Art einfach sagen: „Das ist Unsinn.“ Ob sich Zwei kriegen oder nicht, interessirt sie nur, wenn die Sache in allerhöchsten Kreisen spielt, es um einen Prinzen und eine Prinzessin sich handelt und, ehe sie sich kriegen, eine Entzauberung stattfindet. In der großen Welt aber geht es nicht so zu; da erfolgt die Entzauberung gewöhnlich erst nach dem Sichkriegen. Erst recht hätte es keinen Zweck, ein rührendes Seelengemälde vor Denjenigen zu entrollen, bei denen schon das Weinen losgeht, wenn eine Puppe den Kopf verliert oder wenn man vom Apfelbaum fällt und sich die Hosen dabei zerreißt. Dazu kommt, daß die kleinen Leser und Leserinnen viel strenger in ihrem Urtheil sind als die großen Leute. Sachen selbst, die von dreimal gesiebten Rezensenten für beachtenswerth erklärt und, wenn es sich auch um Bilder handelt, von geaichten Kunstkritikern gelobt werden, lehnen sie einfach als „langweilig“ ab. Wenn ihnen aber Etwas gefällt, so sagen sie es nicht geradezu, sondern es zeigt sich darin, daß sie es, wenn sie es gelesen haben oder es ihnen vorgelesen ist, behalten. Nie bin ich so stolz auf ein von mir verfertigtes Werk gewesen wie an dem Tage, da ein kleines Mädchen, das noch nicht lesen konnte, mit den Worten: „Jetzt will ich vorlesen!“ ein illustrirtes Kinderbuch von mir in die Hand nahm und dann, indem es so that, als läse es, und richtig die Seiten umschlug, ein Gedicht nach dem anderen vortrug, ohne ein einziges Mal stecken zu bleiben oder ein unrichtiges Wort zu sprechen. Das soll Einer von sich sagen können, der für die Großen schreibt! Ich glaube aber, die Kinder urtheilen deshalb so streng über Bücher, weil sie sich auf das Dichten so gut verstehen. Oder ist Das etwas Anderes als Poesie, wenn ein Kind, das noch die Flasche bekommt, sein hölzernes Thierchen füttert oder ein kleines Ding sein Püppchen bemuttert?

Unter dem diesjährigen Weihnachtbaum wünschen zwei Kinderbücher zu liegen, die „Guck in die Welt“ und „Thiergeschichten“ heißen. Der Text des ersten Büchleins rührt von Egon H. Strasburger und dem Unterzeichneten her, der des zweiten von Cornelie Lechler und Anderen. „Guck in die Welt“ enthält natürlich in Versen und Prosa, was so in der Welt der Kleinen vorgeht in Ernst und Spiel; in den Thiergeschichten wird selbstverständlich erzählt, was so in der Welt der Katzen und Hunde, der Füchse, der abgerichteten Bären, der Hasen, Hühner, Schwalben, Frösche und anderer Angehörigen des Thierreiches sich ereignet. Beide Büchlein sind sehr hübsch illustrirt von L. Meggendorfer, Mathilde Ude, Leo Kainradl, J. Mukarowsky und anderen Künstlern. Mehrere Bilder sind nach Skizzen von Specht gemacht.

Die Textverfasser und Illustratoren beider Büchlein hoffen, daß diese, wenn sie unter dem Tannenbaum zur Bescherung gelangen, das Schicksal der guten Bücher auf diesem Gebiet erleiden, Das heißt: in nicht allzu langer Zeit zerlesen sein werden. Der Verleger — vertrauensselig, wie alle Buchhändler sind — theilt ihre Hoffnungen. Johannes Trojan.

Pro patria.

Welche Rolle spielt unsere hohe und höchste Finanz bei der Anlage deutschen Kapitals in fremden Staaten und Unternehmungen? Dieser Frage galt einer der letzten Kämpfe, die Georg von Siemens auszufechten hatte. Der alte Streit war von Agrariern wieder aufgenommen worden und Siemens, der seine Deutsche Bank gegen den bösen Vorwurf vertheidigen mußte, sie habe Deutschlands Interessen geschädigt, war genöthigt, für sämmtliche Banken eine Lanze zu brechen. Seitdem ist das Thema in Theorie und Praxis oft erörtert worden. Die Theorie hat Adolf Wagner und den übrigen Gegnern finanzieller Weltpolitik keinen allzu günstigen Kampfplatz geliefert. Doch muß man offen sagen, daß die praktischen Erfahrungen auch nicht gerade für Siemens entschieden haben. Wenn der tapfere Ritter Georg noch lebte, würde er, unter dem Eindruck neuerer und neuster Vorgänge, als ehrlicher Mann den Freunden gewiß selbst rathen, seine Vertheidigung der nach Expansion lüsternen Hochfinanz nicht ganz kritiklos hinzunehmen.

Von den Vorgängen, die kritische Regungen wecken konnten, erwähne ich zunächst die Angelegenheit der Transvaalbahn, die ich, so weit sie geeignet ist, Mißstände im System der „Schutzvereinigungen" zu zeigen, hier schon beleuchtet habe. Jetzt aber hat sich ein Ereigniß abgespielt, das nicht nur irgend eine Vereinigung kompromittirt, sondern die ganze deutsche Haute Finance, — die selbe Großmacht also, für die sich Georg von Siemens so kameradschaftlich ins Zeug gelegt hat. Das britische Kolonialministerium, dem das deutsche Schutzkomitee durch das londoner Haus Rothschild seinen ganzen Aktienbestand zur Einlösung überreichen ließ, fordert, für jede einzelne Aktie müsse durch den Schlußschein der Beweis erbracht werden, daß sie am neunten Oktober 1899, als der Burenkrieg begann, in Privatbesitz, nicht in den Händen der Transvaalregirung war. Diese Forderung sagt — mehr deutlich als höflich —: „Ich, der Minister Seiner Majestät, glaube Euch Deutschen, trotz all Euren Versicherungen, nicht; und weil ich Euch der Vorspiegelung falscher Thatsachen für fähig halte, verlange ich den schriftlichen Beweis Eurer Ehrlichkeit." Wie parirt nun das deutsche Komitee diesen Streich? Geheimnisse hat es von je her geliebt; also wird wieder eine geheime Sitzung einberufen. Mit dem Autor der „Fürstlichen Schatz- und Rentkammer" ist es offenbar der Ansicht, daß „alle großen Dessins durch Verschwiegenheit zu einem glücklichen Ende gebracht worden, während Das, was die schwatzhafte Menge weiß, eine verrathene Sache ist". Und das „große Dessin"? Eine kümmerliche Resolution, die zwar betont, daß die neuste Zumuthung der londoner Regirung nicht der ersten englischen Ablösungofferte entspreche, den deutschen Aktionären trotzdem aber den Versuch empfiehlt, die Forderung zu erfüllen. Das Komitee steckt also die Beleidigung ruhig ein; es läßt sich, ohne die Hand zum Gegenschlag zu erheben, vor Europens lachendem Auge eine Ohrfeige versetzen. Dabei weiß das Komitee, daß es die Forderung Englands gar nicht erfüllen kann; denn es besteht erst seit Ende 1900 und wäre kaum im Stande, das frühere Vorleben der einzelnen Aktien zu kontroliren. Daß es, aus triftigen Gründen, auch wenig Lust dazu haben wird, braucht uns heute hier nicht zu kümmern. Dennoch wird nach London geantwortet: Hübsch ists nicht, daß Ihr so viel verlangt, aber wir wollen uns nach besten Kräften bemühen, Euch zu gehorchen. So herrliche

Offenheit kann sich neben der vielgeschmähten Heuchelei der Briten immerhin sehen lassen. Der englische Minister wird sich, als er diese sanfte Antwort bekam, gedacht haben, offenbar sei die Absicht gewesen, ihm Aktien anzuhängen, die er nicht einlösen wollte, weil sie nach Ausbruch des Krieges noch im Besitz der Burenregirung waren, die sie erst später, um für den Feldzug Geld zu erlangen, in Europa verkaufte. In diesem Glauben mußte England bestärkt werden, denn Insulten pflegt man in Demuth nur hinzunehmen, wenn man ein schlechtes Gewissen hat. Schon der vorher vom Komitee gefaßte Beschluß, die ganze von England auszuzahlende Einlösungsumme solle auf alle deutschen Aktien, die zurückgewiesenen so gut wie die angenommenen, vertheilt werden, mußte in London wie das Geständniß wirken, das Komitee fühle sich im Besitz gewisser Aktien mindestens recht unsicher. Und wer erfahren hat, mit welcher Rücksichtlosigkeit gerade in der Finanz meist die Kleinen von den Großen behandelt werden, konnte auch damals schon ahnen, daß die Aktienpackete, um deren Schicksal das Komitee zitterte, nicht in schwachen Händen sein mochten. Die Briten können also mit einigem Recht behaupten, das Verhalten des deutschen Komitees selbst habe sie zur Vorsicht gemahnt. Diesem Verhalten haben wir zuzuschreiben, daß England sich erlauben durfte, die Deutschen als Betrüger hinzustellen. Die Verdächtigung — anders kann man die englische Nachtragsforderung nicht nennen — trifft ja nicht nur das Haus Warschauer und die Berliner Handelsgesellschaft, sondern die ganze deutsche Finanzwelt. Nach allen Widerwärtigkeiten, mit denen die Transvaalbahnsache uns schon erquickte, hat dieser Schlußeffekt gerade noch gefehlt. Das Schutzkomitee hatte einfach darauf zu bestehen, daß England alle deutschen Aktien bezahle: alle ohne Unterschied: denn die Burenregirung war auch während des Krieges zum Verkauf ihrer Aktien durchaus berechtigt. Natürlich hat der erste Fehler sich schnell gerächt. Noch haben die deutschen Aktionäre, die sich vertrauensvoll von der Hochfinanz führen ließen, keinen Pfennig erhalten und ihr Besitz ist heute mehr als je gefährdet. Der Beschluß, den Gesammterlös für die Aktien gleichmäßig zu vertheilen, bindet auch die Kapitalisten, die in der günstigen Lage sind, die Vergangenheit ihrer Aktien bis zum Oktober 1899 jeder Kontrole unterbreiten zu können. Wie viele deutsche Aktien wird jetzt die englische Regirung überhaupt noch einlösen? Ohne kräftigen Druck von außen vielleicht nur sehr wenige. Und woher soll der Druck kommen? Graf Bülow wird kaum Lust haben, sich von dem nach Thaten dürstenden Nachfolger Chamberlains eine zweite Auflage des Refus zu holen, mit dem Joe der Große ihn abgespeist hat. Er könnte jetzt auch nicht mehr viel thun. Früher vertrat er eine Rechtsauffassung, die sich hören ließ. Nun aber, seit das deutsche Komitee sich auf den englischen Rechtsstandpunkt gestellt hat, könnte der Reichskanzler nur noch bescheinigen, daß sämmtliche deutsche Aktienbesitzer untadelhaft ehrliche Menschen sind und daß keiner von ihnen nach dem neunten Oktober 1899 auch nur eine einzige Aktie der Transvaalbahn gekauft hat. Zur Ausstellung eines solchen Sittenzeugnisses, dessen Grundlagen er gar nicht prüfen könnte, ist aber wohl selbst Graf Bülow nicht höflich genug.

Woher also soll der Retter kommen? Aus den Hallen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft wahrscheinlich nicht. Diese beiden Institute haben genug mit der Aufgabe zu thun, das von ihnen in fremde Unternehmungen gesteckte deutsche Kapital zu schützen. Sie müssen versuchen, die Rentabilität ihrer öster-

reichischen und rumänischen Petroleumgeschäfte, von denen ich neulich erzählte, zu sichern. Geplant war ein großer Trust, der alles von den beiden Banken in Rumänien produzirte Petroleum und den ganzen Exportüberschuß des neuen österreichisch-ungarischen Kartells, an dem beide Institute direkt oder indirekt betheiligt sind, zum Vertrieb in Deutschland übernehmen sollte. Dann hätte Deutschland endlich sein „nationales" Petroleum gehabt und Rockefeller ausgelacht. Dem Direktor der Ungarischen Kreditbank, Herrn Kornfeld, war die Mission zugefallen, dem deutschen Petroleumtrust ins Leben zu helfen und zunächst einmal zwischen der Deutschen Bank und der Diskontogesellschaft zu vermitteln, deren Leiter nicht mehr allzu herzlich mit einander zu verkehren scheinen. Zu diesem Zweck kam er nach Berlin. Er hat es in Budapest nicht nur zum ersten ungarischen Financier, sondern, was noch viel schwieriger zu erreichen war, zum Mitgliede der Magnatentafel gebracht, wo er mitten unter den Sprossen der ältesten Adelsgeschlechter sitzt. Der Mann ist längst gewöhnt, zu kommen, zu sehen, zu siegen. In Berlin aber, an der Stätte, wo er vor Jahrzehnten als bescheidener Remisier — der Stand war damals kaum noch erfunden — eines wiener Hauses seine Laufbahn begann, verließ ihn die Sicherheit des Siegers. Die Verhandlungen zerschlugen sich, Herr Kornfeld reiste, ohne einen Erfolg mitzunehmen, heim und beeilte sich, dem amerikanischen Trust beizutreten, der ihn schon sehnsüchtig erwartet hatte. So soll denn, nachdem sich deutsches Kapital an der österreichischen Industrie betheiligt hat, der Standard Oil Trust den österreichischen Export nach Deutschland übernehmen. Damit ist die Komoedie aber noch nicht zu Ende. Auch die Diskontogesellschaft verhandelt jetzt mit dem amerikanischen Trust. Deutschland hat, wie man sieht, den psychologischen Augenblick versäumt. Eine stattliche Summe deutschen Geldes wird an die Herstellung fremden Petroleums verwendet, das bestimmt war, dem deutschen Konsumenten als nationale Waare angeboten zu werden und ihn in patriotischer Wonne allmähliche Preissteigerungen verschmerzen zu lassen; aber Rockefeller ist der Stärkere geblieben und hat die Hand darauf gelegt. Ich glaube nicht, daß es schon Zeit ist, den Herren Gwinner und Hansemann, als den Befreiern von fremdem Joch, an der Wesermündung ein Doppelstandbild zu errichten. Doch eben so wenig glaube ich, daß Georg von Siemens zum Vertheidiger jeder ausländischen Anlage geworden wäre, wenn er die Tragikomoedien der Transvaalbahn und des Petroleumhandels erlebt hätte.

Auch ein schlimmeres Aergerniß blieb ihm erspart: der Anblick des Zweibundes Dresdener Bank-Schaaffhausen. Denn der Deutschen Bank, die ihren größten Moment erlebte, als sie, die Preußin, vom Magistrat der sächsischen Hauptstadt um Auskunft über die Solidität der Dresdener Bank ersucht wurde, kann es nicht gerade angenehm sein, die Macht der Konkurrentin jetzt so gewachsen zu sehen. Daß der Schaaffhausensche Bankverein einen Bundesgenossen suche, war schon im Sommer bekannt; und seit die Dresdenerin die Aktien der Kölnischen Wechslerbank und der Rheinischen Bank erworben hatte, lag der Gedanke an ein Bündniß mit Gutmann nah. Trotzdem hat die Verkündung der „Interessengemeinschaft", die über das größte Kapital verfügt, wie eine sensationelle Ueberraschung gewirkt. Vielleicht lernen Deutsche und Diskonto einander nun wieder schwesterlich lieben. Den im neusten Riesenpool Vereinten muß man jedenfalls dafür dankbar sein, daß sie nicht behaupten, dem theuren Vaterland, nur ihm, das Opfer ihrer Freiheit gebracht zu haben.

Dis.

Lieutenant Bilse.

„Bis zu dreiundneunziger Mouton Rothschild klettere ich; drüber beginnt das Reich der Geheimen Kommerzienräthe. Nichts mehr für Unsereinen mit Stabsoffizierspension und Kartoffelklitsche. Aber ein Franzose muß es heute sein. Dreux, mein Junge! Keinen Dunst? Natürlich. Où sont les neiges d'antan? Son Lieutenant von heute denkt nicht einmal im Traum mehr an unser 70. Verschollene Chose. Nachbarschaft von Mantinea. Uebrigens war Dreux ja keine von den großen Sachen. Für uns, die dabei waren, immerhin Etwas. Siebenzehnte Division, siebenzehnter November 70. Prosit, Fränzchen: die beiden 17! Daß Dir bald Aehnliches beschieden sei, darf man nicht wünschen; in Weltfrieden planschen, heißt jetzt die Ordre. Mir kanns recht sein. Auch, daß wieder die Wässerigen gesiegt haben und die Armeevermehrung, die dem armen Goßler den Magen verdarb, auf Eis gelegt wird, bis die neuen Schiffe von Tirpitz oder Büchsel durch die allgemein Gewählten bugsirt sind. Aber schön wars doch, Kleiner. Sogar Dreux. Dein geehrter Oh(im hatte damals den historischen Klaps. War noch Bischen jung für so was? Macht nichts; verwächst sich. Item ich schwelgte an der Blaise; trotzdem auch bei uns 'ne achtbare Portion Blut geflossen war. Der liebe Feind hatte uns die Eroberung nicht leicht gemacht. Als wir aber drin saßen: Heiliger Bädeker! Dreux, Drocae, Druidenstadt. Karnutengebiet. Hier hielten die Druiden Gerichtstag. Kirche die reine Baustilmusterkarte. Erinnerungen an sämmtliche Hugenotten (Du weißt doch: „Ihr Wangenpaar!"), an Condé (nee: kommt in der Oper nicht vor); Henri den Vierten, Habys in Gott ruhenden Vorgänger, und so weiter bis runter zu Louis Philippe, der sich da, ohne Zipp zu sagen, begraben ließ. Ein famoses Nest; fabrizirt nebenbei Stiebel, in denen selbst ein wegen hohen Adels des Schreibens unkundiger Garde du Corps seiner Liebsten unter die Augen könnte. Und, siehst Du, seit donnemals breche ich an jedem siebenzehnten Novembertag einem Franzosen den Hals. Lächelst und denkst, bei Einem bleibe es nicht. Kommt auf die Sorte an. Der Stoff ist nicht zum Begießen der werthen Nase. Wenig, aber nobel. Schon satt? Canis finis aus Potsdam ist wohl an feineres Futter gewöhnt? Wird nicht verabreicht. Perigord-Trüffeln hätte ich allenfalls spendirt; hier bei Borchardt 'ne Nummer. Da ein Talleyrand-Perigord aber mit den anderen Rhodes-Stipendiaten von S. M. nach Oxford geschickt ist, mache ich vorläufig Schicht. Auch für Dich besser, feiner Knabe. Ueber Malossol, ein Fasänchen und andere Hausmannskost darfs nicht hinausgehen. Du mußt ins

Havelsparta zurück; und wenn man Dich scharfe Ecken nehmen sähe, käme der Bruder Deiner Mutter schließlich noch in den Ruf eines Schlemmlehrers."

„Keine Angst, Onkel; bin höllisch still geworden."

„Seit gestern? Einem Kasinomümmel willst Du doch nicht erzählen, daß Ihr heute nicht noch 'ne felddienstfähige Flaschenbatterie auffahren laßt?"

„Wo denkst Du hin! Solltest mitkommen, wenns nicht so ledern wäre. Drüben Zecherei überhaupt nur, wenn die Luft ganz rein ist; weil man nie wissen kann. Und gar jetzt! Seit acht Tagen sitzen die flottsten Leute beim Schöppchen Laubenheimer und lesen Rangliste, Wochenblatt oder Norddeutsche. Nachher bei Weiß Kaffee mit halb versteckten Cognac und in die Klappe. Der Kasinodirektor rauft sämmtliche Haare. Kein Umsatz! Kein Betrieb! Hier solls ungefähr eben so sein. Alles mausestill. Der lange Wolf von den Zweiten hat schon vorgeschlagen, die Sache künftig Kasynode zu nennen."

„Nanu? Macht Ihr denn die ganze Woche Bußtag? Das riecht ja nach Krankenstube. Bei S. M. handelt sichs, Gott sei Dank, doch um eine Kleinigkeit. Solche Polypchen läßt man sich abknipsen und geht fidel nach Hause. Nicht der Rede werth. Blos von zweigliedrig formirtem Reklamebedürfniß der Quaksalber und Zeitungschreiber zum Ereigniß aufgeblasen. Jede Grippe hat mehr in sich. Nächstens auf Deck. Das kanns also nicht sein. Seid Ihr Alle Schuster geworden? Es muß doch auch Gäule geben, denen nicht Karmesinbeine um den Hals baumeln. Erkläre mir, Graf Oerindur . . ."

„Forbach!"

„Was denn? Nicht mitgemacht. War die Dreizehnte unter Glümer. Wir hatten im August andere Hunde zu peitschen. Uebrigens bin ich nüchtern, Kleiner. Was, zum Deibel, geht Euch Potsdamer Forbach an?"

„Nicht die Schlacht natürlich: der Prozeß. Du weißt doch. Na: Bilse! Hat wie das Donnerwetter eingeschlagen. Die von unseren Bengels die längsten Ohren haben, erzählen, die gräuliche Geschichte werde Thema der nächsten Rekrutenrede sein. Mächtiger Erlaß zu erwarten. Jeder Kommandeur hat die Hosen voll. Nachtrevisionen in der Luft. Tischoffiziere schwitzen Blut beim Ausziehen der Schuldkonten. Wenn plötzlich alle Kasinorechnungen eingefordert würden! Richtige Katastrophe, Onkel. Alle Köpfe hängen. Man weiß thatsächlich nicht, was man noch darf. Traut auch keinem Kameraden mehr, der nicht als ganz zimmerrein erprobt ist. Am Ende schreibt er morgen. Läßts drucken. Und man ist im Wurstkessel mit Eichenlaub und Schwertern. Die Presse ist ja aus Rand und Band. Die Droschkenkutscher sehen Einen von der Seite an. Zwei Ulanen, die noch dazu von mäßig be-

gossener Familiensimpelei kamen, mußten an der Linkstraße durch ein förmliches Spalier und ein Kunde von der Bebelsippschaft schrie ihnen nach: ‚Det is was vor Bilsen!‘ Da soll Einer noch Lust an einem guten Tropfen haben! Danke ganz gehorsamst. Man kommt ja um Ehre und Reputation.“

„Aus der Luke wehts? Bilse! Hätte nicht gedacht, daß der Name noch mal so unangenehm populär werden würde. Vor siebentausend Jahren ging man zu Bilse ins Konzerthaus und sah sich für sieben Groschen Entree nette Bürgermädchen an, die da Verlobens halber Deckchen und Bettvorleger stickten. Ungeheuer harmlos. Womit nicht etwa behauptet werden soll, wir hätten damals wie ein Eremit oder Wallach gelebt. Aber gar nicht. Orpheum oder Arkadia: ohne Mädel scheint die Sache nun mal nicht zu machen. Namentlich nicht für Soldaten. Schon der selige Schiller hat erzählt, wie dem großen Gustav Adolf (der mir übrigens bei Deutschen ein Bischen zu beliebt wird) die Leute wegliefen, weil er sie runterputzte, sobald sie lustig wurden. Kasynode darum nicht übel. Aber Nerven habt Ihr wie Jungfern nach Dreißig. Wir! Ein Hinterzimmer, das man verrammeln kann, ist immer zu haben. Schlappiers sind reif für die Heilsarmee. Schließlich werdet Ihr doch erzogen, um vor dem Feind bei der Stange zu bleiben. Je dem Stand, bitte, seine Moral. Wer einen Zug Kerle gegen rauchlose Bohnen führen soll, muß andere Begriffe im Schädel haben als Einer, dessen Lebensziel ist, als Superintendent mit dem Sammetkäppchen Blumen zu sprengen. Aber revenons à notre mouton Rothschild. Bimmele, mein Kind. Noch Eine; nur von wegen Dreux. In dieser Nische bist Du bombensicher. Und kannst morgen bis in die aschgraue Pechhütte Buße thun. Cigarre? Die kleine Henry Clay kann ein Säugling vertragen. Die Temperatur der Greisenmilch ist I^a; die Originalflasche können Sie getrost zu ihren Schwestern versammeln ... Nun sage mal: Du hast einen gerührten Pastoralton ... Der nommé Bilse imponirt Dir am Ende? Offen, Kleiner. Vereidigt wirst Du hier nicht.“

„Gott ... Train, Onkel! Was soll man da Großes verlangen? Fressalienfuhrmann; beinahe schon Civil. Gehört doch kaum noch zur Waffe. Kein besseres Re'ment verkehrt mit den Herrschaften. Sechs Monate Gefängniß ist ein ordentlicher Happen. Der arme Teufel hats wohl nicht so schlimm gemeint. Roman geschrieben. Wer auf so was kommt, hat natürlich den Rock auszuziehen. Das wollte er ja auch. Der Gedanke, in Forbach zu sitzen ... Brr! Da sagen die Füchse einander Gute Nacht. Saarbrücken als Weltstadt, die man noch dazu nicht betreten darf, wenn der Kommandeur schlecht geschlafen hat. In solcher Garnison könnte selbst ein richtiger Soldat

verrückt werden. Daß er Kameraden abmalte, auf die nun jeder Budiker mit dem Finger zeigt, war ja nicht honorig. Aber eine üble Raſſelbande muß da unten ſchon verſammelt ſein. Rittmeiſtersfrau in dreckigen Handſchuhen! Und das Kriegsgericht hat was von guten Abſichten ins Urtheil geſchrieben."

„Trotz der Rückwirkung alſo Mitgefühl. Großartig. Potsdamer Schloßabzug Sonnenſeite. Ich bin kein ſo edles Gewächs. Nee, mein Junge. Gegen Train habe ich nichts. Muß auch ſein. Aber den Lieutenant a. D., Maler und Dichter in spe kannſt Du Dir ſauer kochen. Mit Kapernſauce. Geſegnete Mahlzeit! Das geht nun doch nicht. Wenn der Schäker wenigſtens ſelbſt ein Unſchuldslämmchen geweſen wäre, das, weiß wie Schnee, auf die Weide ging! Keine Spur. Schulden nach Noten, gepfändet bis auf den letzten Knopf; und in puncto Frauenzimmer wahrſcheinlich nicht ſauberer als andere Fünfundzwanzigjährige in zweierlei Tuch. Dabei ein rechtſchaffener Renommiſt, der den Patentſtutzer ſpielt, ſich ein Automobil hält und den Leuten von Vierergzügen und Vollblütern vorſchnurrt, die er zum Sieg führen werde. Das gehört doch auch zum ‚Milieu', das er malen wollte. Für ſich ſelber hat er aber nur Roſenfarbe. Gute Abſicht! Die Abſicht war: Geld zu machen. Und dazu brauchte er einen Skandal. Zwölfhundert Mark hat der Verleger ihm für die erſte Auflage beim Erſcheinen aufs Brett gezahlt. Ich habe das Zeug geleſen und — entſchuldige gütigſt! — genug mit Leuten vom Schreibermetier verkehrt, um mitreden zu können. Ein unbekannter Jüngling kann lange mit ſeinem Manuſkript rumlaufen, ehe er ein Gemüth findet, das ſich auch nur entſchließt, die Druckkoſten zu tragen. Monſieur Bilſe hat ſchon dreitauſend Mark eingeſackt. Warum? Weil der Verleger Spektakel roch. Damit iſt die Sache für mich eigentlich abgethan. Weder enorm edel noch nach der Mode fromm. Im Gegentheil. Aber etzliche Grundſätze, die ſo wenig diskutirt werden wie die Frage, ob man ſich täglich das hochwohlgeborene Piedeſtal abſcheuern ſoll. Wer den Nächſten — es braucht kein lieber zu ſein — an den Pranger ſtellt, um Geld zu verdienen, hat bei mir ausgeſpielt. Und hier liegt der Fall beſonders ſchlimm. Hätte ein forbacher Apotheker oder Schnittwaarenhändler das Buch geſchrieben, ſo ließe ſich drüber reden. Der p. Bilſe aber gehörte zum Bau. Die Kameraden vom Trainbataillon Nr. 16 ſchenkten ihm Vertrauen. Das hat er getäuſcht. Und wie traurig benahm er ſich bei dem ganzen Handel! Das Pſeudonym Heinrich von der Kyrburg ſollte ihn decken, ſo lange er noch im Militärverhältniß ſtand; der appetitliche Titel ‚Aus einer kleinen Garniſon' würde ſchon ſeine Schuldigkeit thun. Der Wunſch, das Ding nicht in Lothringen verkaufen zu laſſen, natürlich Sonntagnachmit-

tagskomoedie. Und vor dem Kriegsgericht schlankweg geleugnet. Die Figuren sind der Wirklichkeit so treu nachgebildet, daß jeder Hausknecht in Forbach die Originale erkennt. Ritter Bilse aber hat keinen Lebendigen gemeint. Nur um das ‚Milieu' wars ihm zu thun. Trotzdem nachgewiesen wird, daß im Manuskript zuerst Namen standen, die fast wie die wirklichen klangen, streitet er Stein und Bein: Es sind keine Portraits. Als ob die Richter ihre ersten Hosen trügen und nicht wüßten, worin der Witz eines roman à clef besteht! Von grozer kuonheit zeugt das ganze Verhalten nicht."

„Aber, sieh mal, Onkel, die Namen sind doch nicht genannt und das Meiste, was den Leuten im Roman nachgesagt, hat sich als wahr herausgestellt. Ich weiß nicht, wie da eine Verurtheilung möglich war."

„Hast Deine Zeitung brav gelesen. Nur vergessen, daß zwei Delikte vorlagen: erstens heimliche Herausgabe einer Druckschrift, ohne der Militärbehörde Meldung zu machen, und zweitens Beleidigung Vorgesetzter und im Dienstrang Höherer; fünf Fälle. Der Beweis der Wahrheit (den Bilse nicht antrat und für wichtige Punkte gar nicht führen konnte) schließt Strafbarkeit nicht aus, wenn nach den Umständen anzunehmen, daß Beleidigung vorhanden. Stimmt hier. Sechs Monate nicht übermäßig. Die Richter konnten bis zu fünf Jahren gehen. Und ein leichter Fall wars doch nicht. Gröbster Vertrauensbruch. Ein Halbdutzend Existenzen vernichtet. Eine sterbende Frau als Ehebrecherin angenagelt. Pfui Deibel! Namen sind allerdings nicht genannt, aus Vorsicht, und Kleinigkeiten mit Absicht unähnlich gemacht. Das ändert nichts, verschlimmert den Kram höchstens. Ich will Dich, mein Junge, abkonterfeien, daß Dein Bambuse Dir, wenn er morgens den Kaffee bringt, in die Zähne feixt: und kein Buchstabe Deines uralten Namens soll genannt, sogar die Farbe Deines Kommißkragens, Deiner Nachthemdchen und die Adresse Deiner Kleinen falsch angegeben sein. Um so bequemer: dann kann ich weglassen und zusetzen, was mir paßt, und Du dürftest, nach Deiner Theorie, nur geduldig die Hände falten. Mal, Hamlet' gelesen? Schön. Glaubst Du, daß Ihre Majestäten von Dänemark sich nicht getroffen und beleidigt fühlen, weil der Kronprinz sie in seiner Komoedie nicht Klaudius und Gertrud nennt? Oder weil der Mörder dem p. t. Galapublikum nicht ausdrücklich sagt, daß er Saft verfluchten Bilsenkrauts im Fläschchen hat, sondern Hekates Fluch [illegible] aus schmierigen Bilsenblättern oder aus Hekates sechs Händen stammt."

„Na... Ich habe für den Trainpassagier wirklich nichts übrig. Nur, scheint mir, muß man ihm mildernde Umstände zubilligen. Frachtkutscher.

Ruppige Garniſon. Keinen rechten Sinn fürs Militäriſche. Schlecht behandelt. Urlaub verweigert. Und was er um ſich hatte, Herren und Damen, von einem Kaliber, wies Unſereiner denn doch nicht kennen lernt."

„Das iſt ein anderes Manſchettenpaar. Bimmle gefälligſt. Kaffee und, weil wir ſo jung nicht wieder zuſammenkommen, anderthalb Tropfen Grand Marnier; den ſechziger, cordon rouge. So . . . Ganz einverſtanden. Im Großen und Ganzen wenigſtens. Trotzdem Forbach noch nicht das Schlimmſte iſt. Geh Du mal nach Gumbinnen, Inſterburg, Lyck: da lernt man Lothringen ſchätzen. Wald, gothiſche Kirche, Schloßruine und zwei Bataillone Infanterie: läßt ſich aushalten. Freilich duftets in ſolchen Grenzgarniſonen immer ein Bischen nach Strafkolonie. Wer was Ekliges in der Konduite hat, fliegt hin. Der franzöſiſche Troupierjargon nennt ein Neſt dieſer Sorte Biribi; der Ueberſetzer hat die Wahl zwiſchen Mörchingen und Forbach. Ich wäre fürs Zweite; denn Alles, was recht iſt: die blaue Geſellſchaft konnte nicht viel gemiſchter ſein. Die diverſen Ehebrüche . . . Du biſt jung, mein Knabe. Aber glaube einem alten Mann und Stabskrüppel, daß, ſo lange man Kriege führt, noch kein Heer erfunden wurde, deſſen Lieutenants im Ehebruch nicht eine Entlaſtung ihres Budgets für Erotika ſahen. Der Alte Fritz zahlte ihnen noch was Geruchloſes drauf, wenn ſie zur Verbeſſerung der Raſſe beitrugen. Nichts zu wollen. Ihr feinen Gardehunde ahnt nicht, wie ſon Wurm vegetirt. Abends fürn Groſchen Wurſt oder Hering aus der großen Tonne, weil man im Kaſino nicht in die Puppen borgen kann und nächſtens wieder ein Mahl der Liebe Opfer fordert. Für Galanteriewaaren bleibt nichts, wenn man nicht mit ſeinem Burſchen abwechſeln will. Was dann die Erinnerung an die Schwägerſchaft einigermaßen in die Länge zieht, die Dienſtfähigkeit nicht ſteigert und eine nützliche Ehe hindern kann, wenn der aufs Korn genommene Schwiegerpapa mit dem Stabsarzt gut ſteht. Lieber birſcht man in fremdem Privatrevier. Im Allgemeinen allerdings nicht im Bereich der Kameradſchaft. Kommt aber auch vor. Das und die Frauenzimmergeſchichten.. Kinder, wir ſtecken Alle nackt in unſeren Hemden und die Sexualheuchelei war mir von je her die widerwärtigſte von allen. Selbſt wenn dem forbacher Habenicht ſein Stundenmädchen mal als Rabatt zu der bezahlten Fleiſchwaare Schinken und Käſe mitgebracht hat: iſt ein Oberlieutenant nicht nur zu bedauern, deſſen Orgien ſo ausſehen? Und iſts anſtändig, ſolche Dinge an die große Glocke zu hängen? Anſtändig von einem Offizier, dem In und Ausland die Frauen zu zeigen, die ſeinen Kameraden die Ehe gebrochen haben? Da hört der Spaß auf. Kein Wunder, daß Herr Bilſe in franzöſiſchen Zei-

tungen portraitirt und als Märtyrer verherrlicht wird. Aber auch in deutschen? Geht über meinen Horizont. Mißstände enthüllen: wunderschön. Fehlen nirgends; und in Forbach wimmeln sie. Daß ein Bataillonskommandeur einem Apotheker, der gut schießt, eine Beleidigung abbittet, vom Civil geschnitten wird, unter der Fuchtel einer Rittmeisterin steht, die ihm das gefährliche Duell erspart hat und seit dieser Leistung Dienstpferde reiten, Unteroffiziere anpfeifen und das ganze Bataillon tyranniſiren darf, ist ein Skandal. Ein noch größerer, daß zwei Offiziere einander Wechsel unterschreiben, die sie nie bezahlen können. Und der größte, daß der Gedanke, die Schwadronskasse zu Gunsten Einzelner anzugreifen, überhaupt auftauchen kann. In Gottliebs Corps! (Unsinn, ihn drum zu schelten; selbst ein Haeseler konnte nicht jedem Trainbuben in die Nieren gucken und mußte zufrieden sein, wenn im Dienst Alles klappte und der Brigadier ihm nicht mit Meldungen in den Ohren lag.) Oswald Bilse konnte also zum Helden lobebaeren werden. Offen hintreten und sagen — oder schreiben —: So gehts hier zu. Der Dienstweg, der nicht über den Markt führt, hätte genügt. Jedenfalls mit seiner Person eintreten. Nicht so schlimm, da er die Jacke ja doch ausziehen wollte. Hätten ihm kein Härchen gekrümmt. Die Bowlen aber, den Dämmerschoppen, die Gardinenpredigten, Eheirrungen und Prostituirtengeschichten maskirt an alle vier Ecken des Nestes schlagen, unterm Franzosenauge, und dafür drei braune Lappen einstecken: nee; kann nicht mit. Ich war nie besonders wüst und bin längst so weit wie der olle gute Kaiser Ferdinand, der, als er im Gebüsch was gepaart sah, den Adjutanten fragte, ob Das denn noch immer gemacht werde. Also nicht pro domo. Wenn man aber die Dächer von den Häusern hebt, werden wir nette Enthüllungen erleben. Im Offiziercorps sicher noch nicht die ärgsten."

„Sicher. Das ists eben. Auf uns hackt Alles. Man hat, weiß Gott, als Offizier heute nicht zu lachen. Und weil irgendwo beim Teufel der verehrte Train sich unanbändig aufführt, regnets uns in die Bude und man muß seinen Burschen wie ein rohes Ei behandeln, damit er nicht petzt, daß mal ein paar kleine Mädchen bei Einem zum Kaffee waren!"

„Keine Konfidenzen, Franziskus! Noch bin ich Dein Oheim. Mach Dich übrigens nichts draus, Sohnken, würde Wrangel sagen. Auch in der Armee regiren strenge Herren nicht lange. Da namentlich nicht. Auch dieser Skandal geht vorüber. Daß junge Leute von starker Vitalität, die den ganzen Tag in Bewegung sind, leicht ins Saufen, Spielen und — na, Du weißt schon — kommen: alte, ewig neue Geschichte. Daß jetzt Alles ‚öffentlich' sein muß, Losung: Geschwüre ausdrücken, Feldgeschrei: Hier wird nichts ver-

tuscht, — wir Zwei werdens nicht ändern. Grenzgarnisonen sind 'ne Sache für sich. Fehler, Leute mit Konduiteflecken hinzuschieben. Fehler, die Truppentheile dort nicht wenigstens alle fünf Jahre zu wechseln, damit die Führer nicht versauern oder verlüdern. Und der neuste Einfall, die Grenzstellen mit Milchbärten aus den Kadettencorps zu besetzen, die so lange vom Leben abgesperrt waren, ist für mich ganz undiskutabel. Am letzten Ende kommts auf den Kommandeur an, Major oder Oberst, der den kleinen Verband übersehen kann. Der Beste ist für solches schwierige Terrain gerade gut genug. Nur muß man den Mann eben nicht sitzen lassen, bis er schimmelt, und nicht einen wählen, dem die Spatzen vom Dach pfeifen, daß er nach dem Manöver doch abgesägt wird. Aber die Wurzel des Uebels reicht tiefer. Offiziersersatz! Heutzutage ein weites Feld. Zu viel Schusterei und Glanzplätterei. Alles neurasthenisch überreizt. Kein Thema für Kinder. Hast so schon 'nen rothen Kopf; und auch bei Marnier sind aller guten Dinge nur drei. Pst! Der Sturm geht vorüber. Siehe hannöversche Reitschule, Brüse- und Blaskowitz nebst anderen Affairen. Zuerst jedesmal der Teufel los. ‚Undenkbar im ehrenwerthen Bürgerstande.' (Die Gesichter, wenn im Thiergarten solches Bilse-Konzert loslegte!) Dann verläuft sichs. Was mir diesmal Freude macht, ist das Gericht. Höchst honnett; ohne Rücksicht auf Clique und Kaste. Die armen Kerle, die vor Schlottern knapp stramm stehen konnten und auf die gefährlichsten Fragen ganz schlau immer antworteten: ‚Daß ich nicht wüßte!' (einfach ideal, nicht?), offenbar richtig taxirt. Und keine Kleinigkeit vor sechs französischen Reportern, die rettungslose Verkommenheit deutscher Soldateska nach Paris telegraphiren; und sich auf unsere Presse berufen können. Das will geleistet sein. Die Versuchung, höhere Chargen rauszupauken, lag verdammt nah. So lange wir Kriegsrichter von Selbstgefühl und Unabhängigkeit haben, kann wenigstens auf diesem Terrain die Karre nicht ganz verfahren werden. Tröste also die Kasynodalen. Ein Weilchen Enthaltsamkeit und Furcht des Herrn kann Euch nicht schaden. Potsdam ist kein Biribi. Und selbst beim Namen Forbach braucht der Preuße nicht gerade an Monsieur Bilse zu denken; lieber an Adolf Glümer, den Eichsfelder, der am Tag von Saarbrücken unsere Farben in Forbach hißte. Drei Monate vor Dreux. Kopf hoch, Kleiner! Zwei Wochen keinen Fetzen Zeitungpapier. Inzwischen besinnt sich der Bürger, fängt wieder zu ahnen an, daß die Armee nicht nur zur Friedensparade da ist und daß er die Lebensversicherung auch mit etlichen Stänkereien nicht zu theuer bezahlt... Die Rechnung! Und Du: hübsch die Zähne zusammen!"

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: M. Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin.
Druck von Albert Damcke in Berlin Schöneberg.